Deutsche Philologie

Handwerk und Handwerker in der deutschen Erzählung

vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart

Inaugural = Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich = Wilhelms = Universität zu Breslau

vorgelegt von

Cecil E. Roberts
Newcastle-on-Tyne, England

Breslau 1939
Druck: Hochschulverlag Karl Vater, Breslau 5, Siebenhufener Str. 11-15

Referent: Professor Dr. Merker
Korreferent: Professor Dr. Quint

Examen rigorosum: 12. Juli 1939

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

Dem Andenken meiner Eltern

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort 7

Kapitel I 9

Begriffsbestimmungen — Das alte Handwerk — Das neue Handwerk.

Kapitel II 13

Die stoffliche Entwicklung des deutschen Romans — Einbeziehung des Kleinbürgertums in die Literatur — „Anton Reiser", als erster und einziger Handwerkerroman am Ende des 18. Jahrhunderts — Max Eyth: „Der Schneider von Ulm", ein Bild des Handwerks um die Jahrhundertwende — Emil Ertl.

Kapitel III 30

Fehlen von handwerklicher Literatur in der Zeit der Romantik und des Jungen Deutschland — Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre" als Quelle der zeitgenössischen Weberei — Peter Dörfler — Tieck: „Der junge Tischlermeister" — Immermann: „Die Epigonen" — Erste Bedrohung des Handwerks durch die Anfänge der Industrie.

Kapitel IV 44

Handwerkstabellen und Handwerkermemoiren — „Johann Eberhard Dewald" — Die schlesische Weberei — Die Revolutionszeit — Jeremias Gotthelf — Hermann Stehr — Oskar Schwär — Eberhard Frowein — Statistische Situation — Stellung der Epigonendichtung.

Kapitel V 63

Der poetische Realismus — Handwerkergestalten bei Keller, Storm und Raabe — Otto Ludwig.

Kapitel VI 69

Das Handwerk im Naturalismus — Gustav Leutelt — Wilhelm Schäfer — „Timm Kröge" — Max Kretzer: „Meister Timpe" — Ernst von Wildenbruch: „Meister Balzer" — Karl Scheffler: „Der junge Tobias" — Jakob Schaffner — Rücklin und Dannenberg.

Kapitel VII 86

Nachkriegszeit und Drittes Reich: Johanna Wolff — J. G. Lettenmaier — Das neue Handwerksethos der nationalsozialistischen Weltanschaunng — Historische Handwerkerromane der jüngsten Zeit — Schlußbetrachtungen.

Anhang: Handwerkerromane und -novellen nach ihrem Handwerkszweig geordnet 96

Wortverzeichnis der Handwerkersprache 104

Literaturverzeichnis 105

Vorwort.

Diese Arbeit soll einen Beitrag zur sozialen Literaturgeschichte darstellen. Ich beabsichtige, an Hand der erzählenden Literatur — Roman, Novelle und Selbstbiographie — und durch eine Untersuchung der Wechselbeziehungen zwischen dieser Literatur und der kulturgeschichtlichen Lage der Zeit einen Ueberblick über das deutsche Handwerk im 19. und 20. Jahrhundert zu geben und das Leben, die Entwicklung und Problematik dieses Standes zu schildern. Mein Gesichtspunkt ist also soziologisch, nicht aesthetisch oder stilgeschichtlich.

Während des 19. und 20. Jahrhunderts, als Deutschland in den Befreiungskriegen Napoleon abschüttelte und sich als Volk zu fühlen begann, als es nach einer dem deutschen Charakter und Genius nicht gemäßen parlamentarischen Staatsform tastete, als Bismarck in den Jahrzehnten zwischen 1860 und 1890 das Reich gründete und steuerte, während des gewaltigen, bis jetzt in der Welt einzig dastehenden wirtschaftlichen Aufstieges, in den Jahren der nationalen Niederlage und der Bedrückung der Kriegs- und Nachkriegszeit und schließlich in den Jahren der nationalen Wiedergeburt durch die Errichtung des Dritten Reiches, vollzogen sich weitgehende und tiefe soziale Veränderungen, von denen uns weder die Geschichtsschreiber noch die Literarhistoriker genügend berichten. Wo kann man die treuesten und zugleich lebendigsten Berichte darüber finden? Berichte etwa über den Aufstieg des Bürgertums, den Uebergang vom Agrar- zum Industriestaat, die Zustände in den verschiedenen anderen Volksgruppen und die gegenseitigen Einwirkungen dieser Gruppen?

Eine reiche Quelle bietet uns die Literatur, insbesondere die Erzählung. Natürlich ist sie nicht die einzige Quelle und gibt sie nicht das einzig wahre Bild eines Zeitalters. Sie kann die streng wissenschaftliche soziologische Forschung nicht ersetzen, sondern nur ergänzen. Sie kann unser Bild von einer Zeit erweitern, färben und verlebendigen. Ueberdies müssen wir einen Umstand hervorheben: Geschehnisse, die nicht durch einen Austausch von diplomatischen Noten, sondern durch das Zusammenstoßen entgegengesetzter sozialer Kräfte verursacht werden, ermöglichen keine rein wissenschaftliche Behandlung. Durch diese Methode sammelt man nur eine Auslese von Tatsachen, die zu einer bestimmten Periode gehören. Allein die künstlerische Gestaltung vermag uns ein

lebendiges Bild des Ganzen zu geben. Darin liegt die Berechtigung des sozialen Romans und der soziologischen Betrachtungsweise einer Literatur.[1])

Ein ernsthafter sozialer Roman erfordert wie eine wissenschaftliche soziologische Untersuchung empirische Kenntnisse des Stoffes. Im Gegensatz zur Wissenschaft aber erreicht der Roman seine Folgerungen nicht durch Experiment, Quellenstudium und Statistik, sondern erarbeitet sich sein Darstellungsbild durch ein Zusammenspiel von Beobachtung und Intuition. Er ist zwar der Gefahr der Ungenauigkeit stärker ausgesetzt, hat aber dafür den Vorteil einer größeren Lebensnähe. Unser Ziel ist also, den Handwerkerstand in dem schnellen Wandel der deutschen Entwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts von der erzählenden Literatur aus zu betrachten. Diese Betrachtungsweise bringt natürlich eine Reihe weiterer Fragen mit sich, so besonders die nach der Rolle des Dichters. War er Zuschauer oder Beteiligter, oder betrachtet er seinen Stoff von einer zeitlichen Entfernung aus?

Schließlich ein Wort über das Material: Wir haben so viele Erzählungen wie nur irgend möglich herangezogen, die das Leben des Handwerkers in dem jeweiligen Zeitalter hauptsächlich behandeln oder auch nur berühren. Wir erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Da wir das Problem soziologisch fassen, ist bei der Auswahl nicht der literarisch-aesthetische Wert, sondern die Frage der stofflichen Ergiebigkeit ausschlaggebend gewesen. Wir haben auch Werke und Darstellungen von geringer künstlerischer Bedeutung untersucht, wenn sie es inhaltlich verdienten.

Der Verfasser hat das Bedürfnis auch an dieser Stelle seinem verehrten Lehrer, Professor Dr. Merker, für die gegebenen Anregungen und die geleistete Hilfestellung zu danken. Ferner ist er Herrn Dr. Dr. Stobrawa, Syndikus der Breslauer Handwerkskammer, und Herrn Dr. A. Bönsch für das der Arbeit geschenkte Interesse zu besonderem Dank verpflichtet.

---

[1]) Das Wort „soziologisch" wird hier und in dieser ganzen Arbeit im eigentlichen Sinne der Bezeichnung und nach dem Gebrauch der soziologischen Literaturbetrachtung englischer Forscher (Bruford u. a.) gebraucht. Es hat also nicht die Bedeutung von „geistesgeschichtlich, stilgeschichtlich".

Kapitel I.

Was versteht man unter den Begriffen Handwerk, Handwerker und Handwerkerstand? Mit welchem Teile des Volkes haben wir es dabei zu tun?

Im 18. und 19. Jahrhundert bestand die Gesellschaft aus Ständen, die in den verschiedenen Typen der Arbeit und in der verschiedenen Beteiligung an den Mitteln der Produktion und an der politischen Macht begründet waren. Aber diese ständischen Gruppen waren nicht statisch: sie wuchsen oder nahmen ab, sie veränderten dauernd ihr Wesen, ihre Bedeutung und ihre Tätigkeit. Das galt besonders für den Handwerkerstand, und wenn wir die gestellte Frage beantworten wollen, müssen wir die Entwicklung der Begriffe betrachten und uns den Unterschied zwischen dem Handwerk in seiner spätmittelalterlichen Blütezeit und dem neuzeitlichen Handwerk vor Augen halten. In jener Zeit und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts bezeichnet Handwerk im wesentlichen „eine Unternehmungsform, bei der der Erzeuger als Eigentümer sämtlicher Produktionsmittel für ein meistens beschränktes Absatzgebiet und auf Stückbestellung fester Kunden, seltener auf Vorrat, arbeitet und regelmäßig das fertige Erzeugnis an den Verbraucher (Kunden) absetzt".[1])

Als Handwerker können wir also einen Arbeiter bezeichnen, der alles besaß, was zur Erzeugung und zum Absatz von Gütern notwendig war, es mochte sachlicher oder persönlicher Natur sein. Er beschloß in seiner Persönlichkeit alle Eigenschaften eines gewerblichen Produzenten. Er besaß nicht nur die zur Ausübung seines Gewerbes erforderlichen Produktionsmittel, sondern auch alle nötigen persönlichen Eigenschaften. Er war gewissermaßen ein und Sachvermögen. Er hatte die technischen Fähigkeiten und und Sachvermögen. Er hatte die technischen Fähigkeiten, und Sacherfahrungen für die stoffliche Bearbeitung, gleichzeitig aber besaß er auch die etwa erforderliche künstlerische Konzeption und das künstlerische Empfinden. Außerdem wirkte er als Organisator, als Betriebsleiter, Werkmeister und Angestellter und schließlich war

[1]) Brockhaus: Konversationslexikon, Stichwort: Handwerk, siehe Dr. Johann v. Leers: Das Lebensbild des deutschen Handwerks, München 1938. Kap. VII „Der Umfang des alten Handwerks", und Kap. VIII „Der Aufbau und die Seele des alten Handwerks" für die folgende Darstellung des spätmittelalterlichen Handwerks.

er auch Kaufmann. Nach zwei Dingen schien das Handwerk vor allem zu streben: nach einem standesgemäßen Auskommen und nach Selbständigkeit. So wie beim Bauern sollte seine Arbeit im Wesentlichen die materielle Grundlage seiner Existenz sichern, auf reinen Gewinn war der Handwerker nicht eingestellt. Aber er wollte auch selbständig bleiben, und dieses Selbständigkeitsstreben unterscheidet das Handwerk im wesentlichen von anderer gewerblicher Arbeit.

Die dem Handwerk zugrunde liegende Berufsgliederung entspricht der Idee der Arbeit als einer Beschäftigung der Gesamtpersönlichkeit und als einer lebenssichernden gewerblichen Tätigkeit. Die Form dieser Gewerbegestaltung ist der Kleinbetrieb, sei es Alleinbetrieb, Familienbetrieb oder Gesellenbetrieb. In dieser Betriebsform ist es wiederum für das Handwerk bezeichnend, wie die im Betriebe tätigen Personen zueinander stehen und zu einer Einheit zusammengefaßt werden. Wir sehen hier einen ausgesprochen familienhaften Charakter. Die Gliederung umfaßt drei Stufen, Meister, Gesellen und Lehrling, deren gegenseitiges Verhältnis dem der Eltern und Kinder entspricht. Geselle und Lehrling treten mit ihrer gesamten Persönlichkeit und ihrer ganzen Betätigung in den Familienverband ein. Die Familie des Meisters bildet mit ihnen eine Arbeits- und Haushaltseinheit, ein organisches Ganzes. Der Meister war früher Geselle, dieser früher Lehrling, und der Lehrling geht wiederum durch alle drei Stufen hindurch.

Wie werden nun diese Kleinbetriebe in die Ordnung des ganzen jeweiligen Handwerks eingegliedert? Die Ordnung, die den Geist des Handwerks in seinen besten Zeiten verkörperte, war die Zunft. Sie bot dem Handwerker Schutz und war für ihn eine gesetzgebende Macht. Ihre Tätigkeit folgte aus den oben erwähnten Grundideen. Der Handwerker strebte nach einem ausreichenden Verdienst und nach Selbständigkeit. Beides sollte ihm die Zunft sichern, indem sie jeden Kampf um die Kundschaft auszuschließen suchte. Sie nahm zu diesem Zweck die Rohstoffquellen in einem bestimmten Bezirk für den ganzen Handwerksbereich in Anspruch, übte in dem Produktions- und Absatzgebiet ein möglichst vollkommenes Monopol aus und verhinderte jedes Eindringen fremder Elemente. Dazu setzte sie bestimmte Markt- und Messevorschriften durch. Dieser Monopolgedanke wurde im Laufe der Zeit dadurch verbreitert, daß sich die Zunft allmählich auf eine bestimmte Zahl von Meistern beschränkte und die Aufnahme neuer Meister aus dem Gesellenstande möglichst erschwerte. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hatte dieses Streben zu einer ziemlichen Abschließung des Handwerks geführt, und diese Zustände bildeten einen Hauptgrund für die Einführung der Gewerbefreiheit.

Um sein Auskommen und seine Selbständigkeit zu bewahren, mußte das einzelne Mitglied der Zunft ferner vor der Konkurrenz und den Angriffen der anderen geschützt werden. Wie geschah das? Wir haben gesehen, daß das Absatzgebiet für die gesamte Produk-

tion dem Handwerk ziemlich sicher war. Es galt also, die Arbeit unter den zünftigen Meistern so gut zu verteilen, daß jedem für seine Existenz genügend zukam und keinem einzelnen soviel, daß er die Existenz der anderen gefährdete. Dieser Zweck wurde durch Vorschriften über den Bezug der Rohstoffe erreicht. Die Quantität wurde für alle beschränkt. Man durfte nur an einem bestimmten Tage an einem bestimmten Orte seinen Rohstoff zu einem festgesetzten Preise einkaufen usw. Ferner wurde die Größe des Betriebes dadurch begrenzt, daß jeder Meister nur eine von der Zunft erlaubte Anzahl von Gesellen und Lehrlingen halten durfte, oder es wurde sonstwie seinem Produktionsumfange eine Schranke gezogen. Schließlich setzte die Zunft Vorschriften durch, die ein möglichst gleichzeitiges und gleichartiges Angebot herbeiführten. Die alten Verkaufsstätten neben dem Rathaus in Breslau geben hier ein gutes Beispiel. So übte die Zunft eine vollkommene Aufsicht über ihre Mitglieder aus — sie konnte im Notfalle dem einzelnen alle Existenzmöglichkeiten entziehen, sie spielte in der Stadt eine hervorragende Rolle und besaß einen tätigen Einfluß auf deren Verwaltung. Das ist in großen Zügen das Bild der alten Handwerksordnung und des alten Handwerksgeistes in den vergangenen Jahrhunderten der Blütezeit. Und wir können sagen, daß trotz starker Einbuße an Macht und Einfluß und vor allem an echtem Handwerksgeist das alte Gebäude zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch ziemlich unerschüttert dastand und das gewerbliche Leben beherrschte. Das werden wir später an der Schilderung zweier Romane feststellen können. Selbst alles, was damals in Deutschland schon an größeren Industriebetrieben vorhanden war, trug noch immer das handwerkliche Gepräge.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts aber änderte sich die Lage völlig. Die Zeiten des behaglichen Handwerkertums, wie sie etwa E. T. A. Hoffmann in seiner Erzählung „Meister Küfner und seine Gesellen“ so anmutig schildert, verschwanden auf Nimmerwiedersehen. Unter dem Einfluß neuer Triebkräfte, Maschine und Kapital, Freihandelslehre und Gewerbefreiheit, verlor das Handwerk seinen Vorrang. Vor allem in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wuchsen wirtschaftliche Formen empor, die das Handwerk unaufhaltsam zurückdrängten und dem sozialen Leben ein neues Gesicht gaben. In den meisten Zweigen mußte das Handwerk bei diesem Existenzkampfe schwer an Ansehen, Einfluß und wirtschaftlichem Ertrag einbüßen, in einigen ging es völlig zugrunde, und nur in wenigen blieb es ziemlich ungestört. Es mußte sich dem Geiste der neuen Zeit anpassen, es mußte vieles vom Alten fallen lassen und vieles vom Neuen aufnehmen. Als Endergebnis bildete sich im Laufe des 19. Jahrhunderts das, was wir als neuzeitliches Handwerk bezeichnen können. Es barg in sich die Elemente des alten Handwerks, die sich im wesentlichen unversehrt erhalten hatten — das gilt besonders für das Kunsthandwerk —, aber es verschob außerdem seine Grenzen, um auch die von der neuen

Technik stark umgeformten Zweige des alten Handwerks in sich aufzunehmen.

Wie kann man nun kurz das neuzeitliche Handwerk von den übrigen Wirtschaftsformen und -gebieten abgrenzen? Die frühere Definition läßt sich nicht mehr ganz anwenden, denn der zünftige Betrieb bildet keinen Maßstab mehr. Wir müssen den Begriff neu festlegen, indem wir auf die ursprüngliche Bedeutung dieser Wirtschaftsform hinsichtlich ihrer technischen, wirtschaftlichen und sozialen Eigenart zurückgreifen. Seinem ursprünglichen Charakter nach war ja das Handwerk im weiteren Sinne „diejenige gewerbliche Tätigkeit, die im wesentlichen mit der Hand und unter Anwendung einfacher Werkzeuge ausgeführt“[2]) wurde, und diesen Begriff können wir als Grundlage auch für das moderne Handwerk anwenden. Vom technischen Standpunkt aus werden wir ferner jeden Betrieb als dem Handwerk angehörig bezeichnen können, dessen Inhaber als technischer Vorarbeiter die Geschäftsleitung in sich vereint. Wirtschaftlich betrachtet wäre jeder Betrieb zum Handwerk zu rechnen, bei welchem der aus der technischen Tätigkeit des Unternehmers hervorgehende Lohn einen wesentlichen Teil des Einkommens bildet. Vom sozialen Standpunkt mußte das Handwerk als das gewerbliche Gebiet aufgefaßt werden, innerhalb dessen dem Arbeiter die Möglichkeit geboten ist, sich durch die Stufen des Lehrlings und Gesellen zum selbständigen Meister hinauf zu arbeiten. In ihrer Gesamtheit dürften diese Gesichtspunkte eine zureichende Umgrenzung des Handwerks darstellen. Dazu kommen später durch die Gesetzgebung der modernen Zeit gewisse organisatorische Befugnisse, nämlich das Recht, sich nach eigenem Bedürfnis zu organisieren und die eigenen Angelegenheiten durch Selbstverwaltung zu besorgen, das Recht, gewerbliche Gesetzentwürfe zu begutachten, die Befugnis, in ausschließlich gewerblichen Angelegenheiten die Rechtspflege selbst zu üben und Anteil an der Leitung des gewerblichen Schulwesens zu nehmen.

---

[2]) J. F. H. Dannenberg: Das deutsche Handwerk und die soziale Frage. Leipzig 1872. pg. 12.

Kapitel II.

In der Blütezeit des Handwerks — im 15. und 16. Jahrhundert — waren Lyrik und Drama die tragenden Kräfte der deutschen Literatur. In diesen beiden Kunstgattungen spiegelte sich das Handwerk in seiner Lebensweise und seinem Geist. Denken wir etwa an die Handwerkslieder (vgl. Erk-Böhme) wie an den Meister- und Zechgesang, an die volkstümlichen Lieder von den verschiedenen Handwerken. Sie alle vermitteln uns ein Bild des ehemaligen Handwerkerlebens.[1])

Das Volk prägte in dieser Literatur scharf umrissene Bilder, die Jahrhunderte hindurch ihre Lebenskraft bewahrten und auch den Niedergang des Handwerks überdauerten. Im allgemeinen wußte es von den einzelnen Gewerben nicht viel zu sagen, aber einige Umrißzeichnungen füllt es mit bunten Farben aus, so mit besonderer Vorliebe den hungrigen Weber, der niemals satt zu essen kriegt, den boshaften Müller, der tief in die Säcke greift und immer neue Listen erfindet, um das Volk zu betrügen, und das dünne, diebische Schneiderlein mit Nadel und Schere, das heldenhaft mit der Laus kämpft. In diesen volkstümlichen Neckereien lachte das Volk über die Handwerker und ihre Arbeitsweise und verspottete die Kniffe, durch die sie sich zu bereichern suchten. Oft genug freilich hegte es schweres Mißtrauen gegen den Handwerker und beklagte sich über seine Unredlichkeit und Unzuverlässigkeit.

Der Roman als Kunstform entwickelte sich im Gegensatz zu Roman und Drama verhältnismäßig spät: Er entstand in Deutschland erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts aus Uebersetzungen französischer Vorlagen wie bei den Uebertragungen der Herzogin von Nassau-Saarbrücken und der Eleonore von Schottland, aus deutschen Prosabearbeitungen lateinischer Dichtungen des Hochmittelalters wie beim „Herzog Ernst", der Alexandergeschichte oder dem Apolloniusroman, und schließlich aus Prosaauflösungen mittelhochdeutscher Epen. Nach Wickram, der erstmalig und ohne Nach-

[1]) Ich erinnere etwa an das Fastnachtspiel „Vom Werben um die Jungfrau" aus dem 15. Jahrhundert, an Hans Sachs' Komödien „Die ungleichen Kinder Evae", „Die sieben Handwerk" und seinen Schwank „Fatzwerk auf etliche Handwerk", ferner an den „Eulenspiegel" und die Schwankbücher „Schimpf und Ernst" von Johann Pauli und Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein", aus dem 17. Jahrhundert Moscheroschs „Philander von Sittewald' und des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig „Der Fleischhauer".

folge im 16. Jahrhundert zu Erfindung von eigenen Romanen vorschreitet, kommt erst im 17. Jahrhundert der originaldeutsche Roman unter Moscherosch und Grimmelshausen zur Geltung und stärkeren Bedeutung. In dieser Zeit war der Einfluß des spanischen Schelmenromans und des französischen Abenteuerromans maßgebend. Wie dieser kurze Hinweis auf die Entstehungsgeschichte des deutschen Romans andeutet, stammte der Stoff der älteren Erzählung in der Hauptsache aus den Bereichen der ritterlichen Sage und aus den Gesellschaftskreisen des Adels.

Bei der Tragödie liegen die Dinge ähnlich. Beide Gattungen spielen sich in dieser Frühzeit nur in den höheren Gesellschaftsschichten ab. Dann aber verfällt der Adel politisch und wirtschaftlich, das Bürgertum steigt auf und erkämpft sich seinen Platz nicht nur innerhalb der Gesellschaft, sondern auch in der Literatur. Lessing führt aus England und Frankreich die tragédie bourgeoise, das bürgerliche Schauspiel, ein und verschafft dieser Gattung in der deutschen Literatur machtvolle Geltung. Der Roman hatte sich vorher nur sehr vereinzelt, vor allem bei Grimmelshausen, aus dem adligen Bereich herausgewagt. Ja schon im „Knabenspiegel" Jörg Wickrams aus dem Jahre 1554 begegnet uns der Mittelstand in der Gestalt des guten und erfolgreichen Pflegesohnes des alten Ritters, und im „Goldfaden", der im gleichen Jahre geschrieben, aber erst drei Jahre später veröffentlicht wurde, begleiten wir den Aufstieg eines Menschen niederer Herkunft in eine hohe Regierungsstelle. Doch waren dies nur vereinzelte frühe Vorläufer. Im allgemeinen steigt der Roman erst im 18. Jahrhundert aus der Adelsebene in das Bürgertum hinunter. Wir erinnern bei dieser literarischen Umschichtung an den ungeheuren Erfolg des „Robinson Crusoe", an den beherrschenden Einfluß der Richardson, Fielding und Sterne auf das literarische Leben Deutschlands. Für uns ist die Tatsache wichtig, daß auch jetzt noch der Roman fast ausschließlich in den Kreisen des mittleren und höheren Bürgertums und des angrenzenden niederen Adels spielt. Die stoffliche Erweiterung durch die Einbeziehung des Kleinbürgertums erfolgt erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Im Jahre 1785 unternimmt Karl Philipp Moritz mit seinem psychologischen und autobiographischen Roman „Anton Reiser" diesen entscheidenden und verdienstvollen Schritt.

Bemerkenswert für die Stellung des Bürgertums zu diesem Romanstoff ist die Rezension der „Gothaischen Gelehrten Zeitungen" vom 24. August 1785[2]).

„Was wir an seinem Plane auszusetzen haben, ist der Stand und die Situation, worin er seine Helden geboren werden und aufwachsen läßt. Da Herr Moritz doch für Leute schreibt, die lesen,

[2]) Zitiert von Ludwig Geiger in seiner Einleitung zu dem Roman in der Sammlung: Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heilbronn 1886.

das heißt nicht für Handwerker u. dgl., so hätte er sich auch für Szenen hüten sollen, deren Details seinen Lesern statt Theilnahme, Langeweile erregen müssen . . ."

Für uns bildet hingegen gerade die „herzgewinnende Wahrheit und Frische in der Schilderung des deutschen Kleinlebens"[3]) einen besonderen Reiz dieses Romans.

Karl Philipp Moritz wurde im Jahre 1756 in Hameln geboren. Seine Eltern lebten in einer unharmonischen Ehe, ihr Einkommen war dürftig, und der Junge verbrachte eine freudlose Kindheit in quietistischer Atmosphäre. In diesem Hause „der Unzufriedenheit, des Zornes, der Tränen und der Klagen"[4]) wurde er scheu und wirklichkeitsflüchtig. Wie Werther „kehrte er in sich selbst zurück und bildete sich eine Welt". Um der Familie möglichst wenig zur Last zu fallen, mußte er frühzeitig ein Handwerk erlernen, und schon mit dreizehn Jahren kam er nach Braunschweig zu dem Hutmacher Johann Simon Lebenstein in die Lehre. Hier herrschte der gleiche Quietismus wie im Vaterhause. Der schwächliche Knabe mußte schwere und grobe Arbeiten verrichten, und überdies hatte der Meister einen lebhaften Widerwillen gegen den religiös anders gearteten Lehrling und veranlaßte durch seine feindselige Behandlung, daß er im Jahre 1770 nach Hause zurückkehrte. In dem nun folgenden Konfirmandenunterricht fielen seine Fähigkeiten auf, und durch die Unterstützung des Prinzen von Hannover, Karl von Mecklenburg-Strehlitz, kam er in das Gymnasium zu Altstadt. Seine Armut machte ihm das Leben ziemlich sauer. Er hatte freien Tisch und freie Wohnung bei kleinbürgerlichen Handwerkerfamilien und lernte deren Lage kennen. In der Schule wechselten Perioden energischer Arbeit und verträumten Nichtstuns miteinander ab. Während der ganzen Schulzeit litt er unter einer außerordentlichen Empfindsamkeit. Um dem wirklichen Leben zu entfliehen, beschäftigte er sich leidenschaftlich mit Dichtung und Theater, bis er voller Vertrauen auf seine schauspielerische Begabung 1776 nach Erfurt entwich, um bei der Eckhoffschen Truppe eine Anstellung zu finden. Er holte die Truppe aber erst in Gotha ein, wurde abgewiesen und wanderte mittellos und enttäuscht nach Erfurt zurück. Durch eine freundliche Unterstützung konnte er sich hier als Theologiestudent immatrikulieren lassen, doch betrieb er sein Studium keineswegs mit Eifer. Die Ankunft der Speich'schen Truppe erweckte seine Theaterleidenschaft von neuem, er folgte der Truppe nach Leipzig, um eine halb und halb versprochene Stellung bei ihr zu bekommen, fand sie aber schon aufgelöst vor und stand nun wieder arm und ratlos da. Soweit folgen wir dem Lebensweg dieses jüngeren Werther — die späteren Einzelheiten können wir übergehen.

---

[3]) Hettner, Dtsch. Lit. d. 18. Jahrh., pg. 414.

[4]) Anton Reiser, Dtsch. Literaturdenkmale, pg. 9.

In den Vorworten zu den vier Teilen betont der Dichter die Wahrheit seiner Erzählung: „Dieser psychologische Roman könnte auch allenfalls eine Biographie genannt werden, weil die Beobachtungen größtenteils aus dem wirklichen Leben genommen sind", und weiter erklärt er, „daß der Roman im eigentlichen Verstande Biographie und zwar eine so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens, bis auf seine kleinsten Nuancen, ist, als es vielleicht nur irgendeine geben kann."

Dieser selbstbiographische Roman begleitet den Verfasser bis über die Mitte seines Lebens. Im ersten Teile schildert er die Zustände im damaligen Handwerk, wie er sie am eigenen Leibe erfahren hat. Was hat er uns davon zu berichten?

Der Held wird wie der Dichter mit dreizehn Jahren Lehrling bei einem Hutmachermeister in Braunschweig. Noch heute steht das Haus in der „etwas dunklen Gasse",[5]) der damals dicht dahinter fließende Arm der Ocker aber ist verschwunden. In jener Zeit kamen die Lehrlinge im allgemeinen sehr früh zu dem Meister, aber ein Alter von dreizehn Jahren war selbst für damalige Verhältnisse ungewöhnlich. Die Not zwang dazu. Dem Jungen machte die Arbeit keine rechte Freude, und er spürte nicht den geringsten Stolz auf seine Zugehörigkeit zu einem so alten und einstmals angesehenen Berufe. Nach dem Schwinden der mittelalterlichen Macht der Zunft müssen wir uns das Handwerk als eine ziemlich harte und dürftige Beschäftigung vorstellen, den Handwerker als einen etwas groben, rohen, ungebildeten Typ. Erinnern wir uns daran, daß Deutschland noch immer unter den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges litt. Der deutsche Handel war beinahe vernichtet worden, und die nachfolgende Kleinstaaterei hemmte jeden Fortschritt. Beim Handwerk kam hinzu, daß das Gewerberecht immer mehr in einen unseligen Zopf ausartete. Mißbräuche aller Art machten sich breit, und das Lehrlingswesen lag sehr im argen. Die meisten Handwerksmeister hielten sich notdürftig über Wasser. Ihre wirtschaftliche Lage war ebenso kümmerlich, wie ihre Technik unvollendet und ihre Arbeit schlecht. Wir begegnen vielen Klagen über den gewerblichen Notstand, und Justus Möser bemerkt mit Bedauern, daß sich der Handwerker in den kleinen Städten nicht mehr halten könne, da man Handel und Handwerk auf dem platten Lande gestatte.[6]) Der einstige Wohlstand war ziemlich allgemein dahin, und auch in Braunschweig konnte keine Rede sein von einem einträglichen Dasein der Handwerker. Hier war vielmehr eine bedrückende Einfachheit der Sitten und Bedürfnisse zu finden. Nur derjenige trat in eine Handwerkslehre ein, der keine andere Möglichkeit zu finden wußte. Anton wurde durch die geldliche Not dazu getrieben, denn er wollte seine Schulbildung weiterführen. Er wußte um das Elend des Standes und war beim ersten

[5]) Anton Reiser, pg. 46.
[6]) Patriotische Phantasien, 1775, I, pg. 181 ff.

Anblick seines Meisters angenehm erstaunt über das „feine und delikate in seinen Reden, Bewegungen und Manieren, das man sonst bei Handwerksleuten nicht findet“[7]). Eine nähere Bekanntschaft freilich rief eine um so schmerzlichere Enttäuschung hervor.

Zu den Mißbräuchen im damaligen Handwerk gehörte vor allem die Behandlung der Lehrburschen. Das Lehrlingsdasein war zu keiner Zeit besonders schön und bequem. Man mußte es aushalten, bis man in den Gesellenstand aufrückte und nun die neuen Lehrlinge so behandeln konnte, wie man selber kurz zuvor behandelt worden war. In jener Zeit aber scheinen die Zustände geradezu unmenschlich gewesen zu sein. Der Meister hatte über seinen Lehrling unbegrenzte Macht, und dieser hatte nicht die geringste Möglichkeit, sich irgendwo Recht zu verschaffen. Er war allen Launen des Meisters und der Gesellen schutzlos preisgegeben. Noch immer besaß das Handwerk seinen familienhaften Charakter. Der Lehrling verbrachte nicht nur seine Arbeitszeit beim Meister, sondern sollte in dessen Familie zu einem Menschen erzogen werden. Die Arbeitszeit war lang. Anton mußte um sechs Uhr aufstehen und war erst um acht Uhr abends mit der Arbeit fertig. Man arbeitete sechs Tage lang, dazu wenigstens einmal wöchentlich während der Nacht. Kein Wunder, daß er die Reize der wenigen Ruhestunden am Sonntage und an den großen Festen mit Wonne ausmalt. Der Lehrling wurde besonders am Anfange seiner Lehrzeit als Knecht betrachtet und behandelt und in der schlimmsten Weise ausgebeutet. Er mußte als Gegenleistung für freie Kost und Wohnung die gröbsten und niedrigsten Arbeiten verrichten. Nach dem Aufstehen mußte er Holz spalten, Wasser tragen und die Werkstatt auskehren. Dann zündete er unter dem großen Kessel das Feuer an. Während des Tages war er dauernd in der Werkstelle mit Arbeiten beschäftigt, die seine Jahre und Kräfte bei weitem überstiegen. Im Winter war sein Los noch härter. Da nahm man das Hütewaschen vor. Er mußte „fast alle Wochen ein paarmal des Nachts mit den anderen Lehrburschen aufbleiben, um die geschwärzten Hüte aus dem siedenden Färbekessel herauszuholen, und sie dann unmittelbar darauf in der vorbeifließenden Ocker zu waschen, wo zu dem Ende erst eine Oeffnung in das Eis mußte gehauen werden. Dieser oft wiederholte Uebergang von der Hitze zum Frost machte, daß Anton „beide Hände aufsprangen, und das Blut ihm herausspritzte.“[8])

Der Meister dachte sich in seiner Feindseligkeit sogar besonders unangenehme Arbeiten für ihn aus. Um seine Arbeitsamkeit zu erregen, mußte er oft „in der bittersten Kälte, den ganzen Tag über, in einer ungeheizten Stube Wolle kratzen“, daß ihm abends oft „beide Arme wie gelähmt, und doch Hände und Füße erfroren waren“.[9]) Ebenso anstrengend und ungesund war das Weichbeizen

[7]) Anton Reiser, pg. 47.
[8]) Ebenda, pg. 60.
[9]) Ebenda, pg. 61.

der Haare von den Hasenfellen, eine Arbeit, die in der sogenannten Trockenstube verrichtet wurde. „Diese war ein in die Erde gemauertes, oben mit Backsteinen zugewölbtes Loch, worin gerade ein Mensch aufrecht stehen und ungefähr zwei Menschen sitzen konnten".[10]) In dieses Loch setzte man ein großes Kohlenbecken, und an die Wände hängte man die Hasenfelle, die vorher mit Scheidewasser bestrichen wurden und nun weichgebeizt werden mußten. Das Haar gebrauchte man, um die feineren Hüte zu füttern und auszuputzen. Es ging in diesem Handwerk sehr primitiv zu. Der Meister verbitterte dem Jungen das Leben auf jede nur mögliche Weise. Dabei empfand Anton die Scheltworte und Schläge viel weniger als das Lastenschleppen auf der Straße: Er fühlte sich wie ein angejochtes Lasttier. Der Meister hatte nämlich Kommißarbeit zu erledigen, und diese Hüte mußten ins Zeughaus geliefert werden.

Ueber dem ganzen Dasein lag eine trostlose und furchtbare Eintönigkeit. Alles war genau eingeteilt, alles ging auf den Glockenschlag. Bei der Härte und Unerfreulichkeit der Arbeit verfloß die Zeit in einem einzigen langen Warten auf das nächste Essen und die Nachtruhe. Das Essen war entsprechend einförmig und kümmerlich. Die ganze sehnsüchtige Hoffnung richtete sich auf die Vollendung der Lehrjahre und die Gesellenzeit. Es war nur zu natürlich, daß die Freiheit und Abwechslung der Wanderzeit einen großen Reiz bildete. „Er freute sich innerlich, so oft er den Gruß eines einwandernden Gesellen hörte, der das gewöhnliche Geschenk zu fordern kam; und keine größere Glückseligkeit konnte er sich denken, als wenn er auch einmal als Geselle so einwandern und dann nach Handwerksgebrauch den Gruß mit den vorgeschriebenen Worten hersagen würde."[11])

Was das Innenleben betrifft, so erfahren wir mancherlei von einer religiösen Schwärmerei jener Zeit, dem Quietismus, der in eine krankhafte Beschäftigung mit den seelischen Vorgängen ausartete. Die Lehren der Madame de Guion waren auch in den Handwerkerstand eingedrungen und hatten sich in einer grämlichen Askese manifestiert. Wie Antons Vater war auch der Meister ein Anhänger dieser Richtung, und dieser intolerante, hypochondrische Schwärmer hatte fast alle Hausgenossen mehr oder weniger angesteckt. Wir hören sogar von einer literarischen Beschäftigung der Handwerker mit dieser Lehre. Einen gewissen Ruhm errang zum Beispiel „Engelbrechts, eines Tuchmachergesellen zu Winsen an der Aller Beschreibung von dem Himmel und der Erde". Nach Antons Worten „entblödete sich der Kerl nicht zu behaupten, er sei mit Christo und den Engeln Gottes bis dicht unter den Himmel geschwebt, und habe da die Sonne in die eine und den Mond in die andere Hand genommen, und am Himmel die Sterne gezählt".[12])

---

[10]) pg. 62
[11]) pg. 55.
[12]) pg. 85.

Bedenkt man die geringe Bildung des damaligen Handwerkerstandes, so ist diese Bekanntschaft und Beschäftigung mit dem Quietismus ganz bemerkenswert.

Dann muß Anton wegen gegenseitiger Abneigung und sich steigerndem Haß das Handwerk aufgeben. Er kommt in einen anderen Lebenskreis, gerät aber dann noch einmal mit diesem Stande in Berührung. Als armer Schüler wohnt und speist er bei ebenso armen Handwerkerfamilien. Wir finden bei diesen beiden Schustern das gleiche religiöse Interesse. Besonders der Schuster Schantz ist ein kluger, philosophischer Kopf, ein neuer Jakob Böhme. Indessen verschiebt sich das Hauptgewicht der Schilderung jetzt ausschließlich auf Anton Reisers Innenleben und die Schule, und wir erfahren wenig über seine Umwelt und nichts mehr vom Handwerkerstande.

Dieser Roman gibt uns ein Bild der Zeit, das Anspruch auf Wirklichkeitstreue erhebt. Diesen Anspruch kann der Dichter mit seinem eigenen Leben begründen. Er schildert sein Handwerk, wie er es wirklich als Lehrling erlebt hat. Die Technik war immer noch herkömmlich primitiv, die Arbeit hart und lang, das Leben eintönig und kümmerlich, der Mißbrauch der jugendlichen Kraft an der Tagesordnung. Die alten Aeußerlichkeiten waren geblieben, aber von dem echten, alten Geist konnte wenig mehr die Rede sein. Besonders hervorzuheben sind die schlechten Zustände für den Lehrling, die noch lange im wesentlichen unverändert dauern.

Der Roman ist psychologisch, realistisch und didaktisch. Der eigentlich soziale Roman sollte erst im nächsten Jahrhundert auftreten. Noch ist das Handwerk wirtschaftlich einigermaßen gesichert und spürt keine Drohung von der Seite des industriellen Mechanismus und des kapitalistischen Unternehmertums.

Jeder Dichter ist mehr oder weniger ein Sohn seiner Zeit, von ihr abhängig und durch sie bestimmt. In literarischer Hinsicht herrschte im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der leidenschaftlich revolutionäre Sturm und Drang und der sich daraus entwickelnde Goethe-Schillersche Klassizismus. Der Sturm und Drang fand die ihm gemäße Ausdrucksform im Drama; die klassische Periode pflegte das Drama und die epischen und lyrischen Formen, beschäftigte sich aber stofflich nicht mit den kleinbürgerlichen Kreisen. In diesem Zeitabschnitt steht „Anton Reiser“ mit seiner Schilderung handwerklicher Bereiche für uns allein da. Erst der „Wilhelm Meister“ ist die nächste zeitgenössische Quelle für unser Bild des Handwerks. Hinsichtlich der stofflichen Auswertung der Zustände jener Zeit können wir uns aber an den modernen Dichter Max Eyth wenden, dessen Roman „Der Schneider von Ulm“ eine lebendige und kulturgeschichtlich zuverlässige Anschauung des Handwerks um die Wende des 18. Jahrhunderts und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts vermittelt.

Beschäftigen wir uns zuerst einen Augenblick mit dem Dichter selbst, ehe wir den sozialen Inhalt seines Romanes untersuchen. Der

Dichter und Techniker Max Eyth wurde 1836 zu Kirchheim geboren. Als er vier Jahre alt war, übersiedelte die Familie nach Schöntal an der Jagst, nach jener Gegend, die durch den alten Götz berühmt geworden ist. Sein Vater war Lehrer an dem dortigen evangelischen Seminar, und der Junge sollte Theologe oder Philologe werden. Zu diesem Zweck kam er ins Schöntaler Seminar, und wir dürfen annehmen, daß der junge Berblinger im „Schneider von Ulm" viel von Eyths eigener Jugend mitbekommen hat. Der Anblick des im nahen Ernsbach durch Wasserkraft betriebenen Eisenhammers hatte ihn aber schon für die Technik gewonnen. Die Eltern gingen auf seine Wünsche ein, und mit 15 Jahren (1851) kam er in das Stuttgarter Polytechnikum. Damals spürte man das Werden einer neuen Zeit an den ersten in Deutschland gebauten Lokomotiven, der steigenden Verwendung der Dampfkraft, den Einrichtungen von Telegraphenlinien usw. Krupp und Siemens begannen ihre bahnbrechende Tätigkeit. Im Jahre 1855 verließ Eyth das Polytechnikum mit ausgezeichneten Zeugnissen. Nach einem harten Jahre in der Schlosserlehre zu Heilbronn und Berg wurde er 1859 Ingenieur. Ende 1861 löste er alle heimatlichen Verbindungen, um sich weiter in der Welt umzusehen. Im Rheinland und in Westfalen, auch in Belgien und Frankreich fand er keine Stellung. Er fuhr also nach dem damaligen gelobten Lande der Technik, England, trat in die Dienste einer englischen Firma und half zwanzig Jahre lang englische Fabrikate in aller Welt, besonders in Aegypten und Nordamerika, verbreiten. Im Jahre 1882 kehrte er in die Heimat zurück, um hier als Förderer der Dampfmaschinerie in der Landwirtschaft Hervorragendes zu leisten. Sein größtes Werk war die Gründung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Im Jahre 1886 legte er seine Arbeit nieder und siedelte nach Ulm über, um sich schriftstellerischen Arbeiten zu widmen. Hier entstand sein letztes Werk: „Der Schneider von Ulm". Der Dichter starb 1906.

Eyth betrachtet also den Stoff seines Romanes aus dem beginnenden 19. Jahrhundert von einer geraumen zeitlichen Entfernung aus, aber er kannte Ulm und wußte durch die alten Aufzeichnungen seines Großvaters über die Lage des Handwerks in jener Zeit gut Bescheid. Im Vorwort zu der Neuausgabe des erstmalig 1886 erschienenen Buches „Im Strome unserer Zeit" lesen wir:

„Es existieren dicke Aktenstücke über jedes seiner Bücher; das zum „Schneider von Ulm" beginnt mit einem genauen Journal, was der damals fast siebzigjährige Geheime Hofrat über seine Lehrzeit bei dem würdigen Ulmer Schneidermeister geführt hat. Jeder Stich, den er gelernt hat, ist zierlich darin aufgezeichnet und beschrieben, die Gespräche der Mitgesellen notiert. Als ich ihn das letztemal in Ulm besuchte, zeigte er mir nicht ohne Stolz, eine kleine berechtigte Eitelkeit, das Probetuch, auf dem er die verschiedenen Stiche, Knopflöcher, und so weiter geübt hatte."[13])

[13]) „Im Strom unserer Zeit: Wanderbuch eines Ingenieurs" von Max Eyth. Heidelberg 1909. Siehe Vorwort von Lili du Bois-Raymond.

„Der Schneider von Ulm“ ist das Hohelied eines unbekannten Soldaten des Fortschritts; er zeigt das Schicksal eines Erfinders, dessen heroischer Schaffenswille an dem Widerstreben einer trägen Umwelt zerschellt. In buntbewegten Bildern rollt das tragische Leben des ersten Fliegers ab, der auf alles Lebensglück verzichtet, um die Menschheit ein Stück vorwärts zu bringen.

Nachdem der Held Albrecht (Brechtle) Berblinger als Kind mit seinen Eltern in dem Dorfe Ochsenschwanz der Schwäbischen Alp die Schreckenszeiten des Revolutionskrieges erlebt hat, kommt er mit seiner Mutter nach Ulm zu seinem Onkel, dem reichen Schifferzunftmeister Schwarzmann. Hier geht er in die Schule, besteht das Examen für das württembergische Seminar und geht auf die Klosterschule. Das öde, strenge und beschränkte Schulleben mit seiner trockenen, humanistischen Bildung behagt ihm nicht.[14]) Er hat seine Freude an den Realien und wird von Erfindersehnsucht erfüllt. Dieser Lebensabschnitt endigt mit der Verweisung von der Schule: Er hatte versucht, einen Luftballon zu konstruieren und dabei einigen Schaden angerichtet. Gegen seinen Willen bringt ihn dann der Onkel im Schneiderhandwerk unter. Jetzt beginnt sein Leben für unser Handwerksthema belangvoll zu werden. Wie Anton Reiser begleiten wir den Jungen durch seine Lehrlingsjahre und erhalten ein farbiges, anschauliches Bild vom damaligen Handwerk.

Ehe der Junge gesetzlich Lehrling wurde, mußte er „aufgedungen“ werden, und wir erfahren interessante Einzelheiten von diesem alten, damals noch üblichen Brauch. Es war eine feierliche Zeremonie vor der offenen Zunftlade in dem Zunftsaal, der mit allerlei Zunftwaffen und symbolischem Schmuck ausgestattet war. Die Schneider hatten zum Beispiel eine große Schere hinter dem Stuhle des Meisters, und ihre Trinkgefäße hatten die Form von Fingerhüten. Ueberall waren die Zunftsprüche zu lesen. Bei den Schneidern hieß es:
„Der erste Schneidermeister war Gott unser Herr im Paradies,
Der unser sündig Elternpaar nicht unbekleidet laufen ließ.“

Und eine ähnlich ruhmreiche, lange Geschichte nahm jedes Handwerk für sich in Anspruch.

Nachdem der Meister mit seinem Lehrling im festlichen Gewand und des Lehrlings Vater oder Vormund sowie die übrigen Meister erschienen waren, wurde die Versammlung eröffnet. Der Zunftmeister begrüßte die Anwesenden mit den traditionellen Worten: „Gott segne das Handwerk — Amen! So mit Verlaub und Gunst tue ich die günstigen Herren Beisitzer fragen, ob sie alle zur Stelle seien, also daß ich die löbliche Lade öffnen möge nach Handwerksgebrauch.“ Diese Lade war eine „uralte, etwas unansehnliche Holztruhe, mit den Wappenschildern längst verstorbener Meister

[14]) Siehe auch Hermann Hesse: „Unterm Rad“, wo sich eine ähnliche Schilderung des Schullebens in dem Württembergischen Theologischen Seminar findet.

bemalt, und mit drei schweren Schlössern versehen“[15]). Der Meister brachte dann seine Absicht vor, den Jungen in die Lehre zu nehmen, und bewies nach dem Zunftgebrauch durch den Geburtsschein, daß der Junge das eheliche Kind ehrlicher Leute sei, und daß seine Familie niemals ein unehrliches Gewerbe betrieben habe, „so da sind Schäfer, Türmer, Trompeter, Henker, Abdecker und dergleichen.“[16])

In manchen Zünften mußten auch noch religiöse Vorschriften innegehalten werden, die mit der vorherrschenden Konfession der Stadt zusammenhingen. Ulm war damals evangelischen Bekenntnisses, und die Zunftmitglieder mußten desselben Glaubens sein. Der Zunftmeister fragte dann den Jungen, ob er Gott, Kaiser, Reich und Zunft ehren und seinem Meister treu und fleißig dienen wolle. Darauf wurde er nach Handwerksgebrauch für eine Lehrzeit von drei Jahren und drei Tagen in das Handwerksbuch eingeschrieben, legte das übliche Aufgeld in die Lade und war damit Lehrling vor dem Gesetz. Alle diese Formen gehörten einer schon verstaubten Vergangenheit an, aber man spürte durch die hergebrachte Feierlichkeit schon etwas von einem neuzeitlichen Geist, und wenn auch die alten Meister noch mit ganzer Seele am Herkommen festhielten, erschien doch den jüngeren Handwerkern vieles schon verknöchert und überlebt. Wir sehen hier auch, wie umständlich und schwierig der Eintritt in die Zunft war. Kein Junge durfte in eine „ehrbare Zunft“ aufgenommen werden, in dessen Familie etwas Anstößiges vorgefallen war, wie etwa ein Selbstmord. Ihm stand nur eine unehrliche Zunft wie eine der obengenannten oder eine freie Zunft offen.

Im Meisterhause kommen weitere Zunft- und Handwerksgebräuche hinzu. Der Lehrjunge mußte sein Geld zur Aufbewahrung abgeben. Das Aufdingen wurde mit einem häuslichen Festessen

---

[15]) Der Schneider von Ulm, pg. 227/8.

[16]) Der Schneider von Ulm, pg. 230.

„Nur wer frei war und ein ehrliches Gewerbe betrieb, durfte aufgenommen werden, und deshalb wies man allgemein die Kinder von Abdeckern, Schäfern, Packträgern, Böllnern, Bütteln usw. zurück, diese, weil sie Knechte, also unfrei waren, den Abdecker, weil er Tierleichen verscharrte, und den Schäfer, weil er ein umgestandenes Schaf wohl selbst auf die gleiche Weise aufräumte. Schäfer und Schinder: Geschwisterkinder, sagt der Volksmund . . . Aber nun hatten die Zünfte schon in ganz früher Zeit auch eine Reihe von Handwerkern für anrüchig und sie und ihre Kinder für nicht zunftfähig erklärt, so die Müller, die Leineweber, die Bader und die Barbiere. Diese durften nicht zünftig werden, weil ihr Handwerk einst unfrei war. Nur zweie konnten das Bürgerrecht erwerben und einer Zunft zutreten“. Das galt natürlich nur von den Müllern, deren Mühle von jeher Eigentum des Grundherrn war und für den der Müller ausschließlich nur zu mahlen hatte, und nur von denjenigen armen verachteten Landwebern, die von den freien, angesehenen Stadtwebern um Lohn beschäftigt wurden oder das von den Bauern empfangene Garn verwoben. Siehe Albrecht Keller: Die Handwerker im Volkshumor, Verlag von Wilh. Keims, Leipzig, 1912.

gefeiert. In den nächsten drei Jahren mußte ihm nun das ehrliche Handwerk in den Kopf getrieben werden. Er mußte alle aufgegebenen Arbeiten ausführen. Gewöhnlich begann er unter der Aufsicht des Altgesellen mit den einfachen und groben Arbeiten. In düsterer Eintönigkeit schlichen die Lehrjahre dahin. Brechtle fror und hungerte in dieser Zeit meistens. Das Essen bestand gewöhnlich aus Haferbrei und war schlecht und ungenügend. Besonders in der ersten Zeit hatte er als unterster Lehrling von Meister, Meisterin, Gesellen und Oberlehrling manchen Nadelstich und manche Ohrfeige einzustecken. Die mannigfachen häuslichen Arbeiten ließen ihm verhältnismäßig wenig Zeit, sich mit seinem eigentlichen Schneiderberuf zu beschäftigen. Aber es geschah eben nach altem Handwerksgebrauch, daß die Meisterfamilie den Lehrling für freie Kost und Wohnung weidlich ausnützte. Trotz alledem machte Berblinger langsam Fortschritte. Da die alten Gesellen auf die Walze gingen, brauchte man immer wieder neue, und so arbeitete sich Brechtle vom untersten Lehrling zum Lehrjungen hinauf, bis er schließlich die Gesellenprüfung ablegte. Bei dieser Prüfung mußte der Lehrling vor offener Lade ein Gesellenstück vorzeigen und von einem Paar gewählter Meister prüfen lassen. Wurde die Arbeit für genügend erachtet, so wurde der Lehrling Geselle und mußte nach altem Brauch den Meistern einen Festschmaus stiften.

Nun ein Wort über den damaligen Gesellenstand. Aus ihm kamen hauptsächlich die Unruhen im Handwerk, das Streben nach einem Bruch mit der Tradition und die Propaganda für einen fortschrittlichen Geist. Die Altgesellen bildeten eine konservative Richtung und hielten mit den Meistern in ihrem Kampf gegen alle Neuerungen zusammen. Der Altgesell Joseph in Borchardts Werkstatt hält streng an allen äußeren Formen der Handwerkstradition fest. Nichts ist ihm lieber als sich mit dem Meister oder einem anderen Gesellen in der schon wunderlichen Sprache früherer Jahrhunderte zu unterhalten. Er verkörpert den reaktionären Geist des Handwerks. Den jungen Gesellen hingegen kommen viele Bräuche schon seltsam und überlebt vor. Wenn sie den Kanzelton des alten Handwerks benutzen, dann geschieht es mehr aus Spott denn aus Ehrfurcht. Die Ideen der französischen Revolution waren allmählich ins deutsche Volk gesickert, und in den Köpfen der Gesellen spukten die meistens ziemlich unklaren Vorstellungen von Liberté, Egalité und Fraternité. Man schwärmte allenthalben für den Fortschritt. In Ulm gab es geheime revolutionäre Gesellenversammlungen, in denen die Fortschrittsgedanken gepflegt wurden. Man wetterte gegen Zunft und Meister und berauschte sich an den republikanischen Ideen. Wenngleich dieser Art von revolutionärer Betätigung nicht allzuviel Wirkung beschieden war, so gehört sie doch zu den Kräften, die an der allmählichen Umgestaltung der Dinge beteiligt waren. Im Elend der Kriegsjahre glaubten manche, aus den republikanischen Gedanken eine hoffnungsvolle Zukunft herauslesen zu können. Die Gesellen murrten und kämpften überdies

nicht ohne Berechtigung. Das alte Handwerk befand sich in einem Prozeß der Auflösung. Die organische Zusammenarbeit von Meistern und Gesellen zum besten der Zunft und aller ihrer Mitglieder hatte allmählich aufgehört. Die Meister hatten sich abgeschlossen, sie nahmen nur wenig neue Meister auf und dann gewöhnlich nur die Söhne von Meistern. Die Gesellen, die keine einflußreichen Verwandten oder Meister zu Vätern hatten, scheiterten in der Regel. Viele konnten nicht Meister werden, weil die Aufnahme ein beträchtliches Geld kostete, das sie nicht besaßen und das zu erwerben sie wenig Aussicht hatten. Damit war ihnen der Aufstieg Zeit ihres Lebens versperrt. Eine reiche Zunft wie die damalige Ulmer Schifferzunft wollte keine armen Leute in ihrer Mitte haben. Eine ärmere Zunft wie die der Schneider wehrte sich gegen einen verschärften Wettbewerb, indem sie die Aufnahme neuer Meister verweigerte. So war es kein Wunder, daß die Gesellen die Zunft mit ihren Vorschriften beseitigen wollten. Der monopolistische Geist war mit der Zeit zur ausschließlichen Herrschaft gelangt und bildete die Voraussetzung für den allmählichen, aber unaufhaltsamen Niedergang. Die Zunft war gleichsam eine Aristokratie von Handwerksmeistern geworden, die mehr auf ihre Vorrechte als auf den Fortschritt bedacht waren. Sie hatte das Bewußtsein ihrer Aufgabe verloren und war zuletzt nur noch eine Hüterin des Hergebrachten und eine erklärte Feindin aller Neuerungen. Sie stand der anbrechenden Neuzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts fremd und verständnislos gegenüber und hatte bald die natürlichen Folgen durch die Einführung der Gewerbefreiheit zu tragen.

Der Roman zeigt uns auch die ungünstigen Einwirkungen der französischen Kriege auf das Handwerk. Lähmung des Verkehrs, wirtschaftliche Erschöpfung und allgemeine Unsicherheit waren spürbar. Dazu gesellten sich die Einquartierungen, Verwüstungen und Kontributionen. Besonders Ulm litt unter dem raschen Wechsel seiner Herren, aber auch das Handwerk in den anderen südlichen Städten blieb nicht ungeschont.

In derselben unglücklichen Lage befanden sich z. B. auch die Wiener Seidenweber infolge der französischen Kriege, wie uns Emil Ertl in seinem Roman „Die Leute vom blauen Guguckshaus“ erzählt. Die drei unglücklichen Kriege gegen die Franzosen hatten die Seidenweber auf den „schottischen Freigründen“, einer Vorstadt von Alt-Wien, ebenso wie alle anderen Geschäftsleute wegen der dadurch verursachten allgemeinen Mißstände, der Verschlechterung der Geldwirtschaft, der hohen Steuern und der Kontributionen schwer empfunden. Diese Handwerker gewannen aber auch dabei, denn aus den Friedensschlüssen von Campo Formio und Preßburg waren ihnen nicht unbeträchtliche Vorteile erwachsen. Durch diesen Frieden gingen die italienischen Provinzen verloren, womit der österreichischen Seidenwarenerzeugung ein gefährlicher Wettbewerber in der Gestalt der italienischen Weberei vom Halse geschafft

worden war, sodaß sich eine ungestörte Entwicklung auf Jahre hinaus fortsetzen konnte.

Schlimmer wirkte sich die Kriegszeit unter den Leinewebern im oberen Allgäugebiet aus, deren Schicksal Peter Dörfler in seinem Roman „Der Notwender" behandelt. In diesen Kriegsjahren „fraßen die Einquartierungen, bald von den Franzosen, bald von den Oesterreichern, die Kriegslasten und Steuern auf, was die Bienenfleißigen zusammengerackert und gespart hatten. Außerdem verstopften die unruhigen Zeitläufte die Wege des Handels, und bei aller Mühsal und kargen Lebensweise — sie aßen kaum Brot, nur Hafermus und „Kichern" (Erbsen) und ein wenig Milch — konnten sie in manchem Jahr kaum das Aeußerste für sich und ihre Kinder aufbringen, wie denn schier in jedem Hause die Not zu allen Kreuzstöcken hinausschaute".[17]) Die Faktoren, die sich zum Aufkauf der gemusterten Ware im Schauhaus zu Immenstedt einfanden, drückten die Preise, weil sich Kattun schon damals langsam durchzusetzen begann. „Durch die armen Täler des Allgäus ging in diesen Jahren ein Klagen, ein Murren der Unzufriedenheit, ein Auftrotzen gegen alle irdische Ordnung", das die späteren Weberunruhen schon voraussah. Die einen versprachen sich Besseres bei einem Sturz von Adel und Bürokratismus und einem Ausruf zur Freiheit, andere erhofften eine Wendung ihres Schicksals, indem sie über das Meer auswanderten.

Aber zurück zum „Schneider von Ulm". Wenn wir das Schicksal des Helden weiter verfolgen, so sehen wir, wie er durch den Einfluß eines reichen und angesehenen Onkels Geselle wurde. Er legte sein Gesellenstück vor offener Lade vor, und die Meister erklärten es für genügend. Damit ließ er die unangenehmen Lehrjahre hinter sich und trat in seinem Berufe eine Stufe höher. Nach altem Handwerksbrauch mußte der neue Geselle auf die „Walze" gehen und sich mindestens drei Jahre wandernd, arbeitend und lernend in der Welt umsehen. Es bestand aber kein Zwang, die Wanderschaft sofort anzutreten, und so blieb Brechtle vorläufig bei seinem alten Meister, bis ihn eine Auseinandersetzung mit der einquartierten französischen Truppe zur Flucht veranlaßte. Er bekam Paß und Wanderbuch und begab sich auf die Walze. Es ging ihm also beinahe wie dem „Bäcker von Limburg",[18]) dessen Schicksal uns Wilhelm Schäfer auf humorvolle Weise schildert. Die in Limburg einquartierten Franzosen überfielen den Bäcker, verprügelten ihn und vertrieben ihn aus dem Backhaus, aber er wehrte sich so tapfer, daß die anderen Bürger Mut faßten und die lästigen Quartiergäste abschüttelten.

Die vielbesungene Sitte der Handwerkerwanderschaft hatte einst dem Handwerk seine Geschlossenheit, seine Weitsichtigkeit und sein

---

[17]) Peter Dörfler: Der Notwender, pg. 12.

[18]) Wilhelm Schäfer: Der Bäcker von Limburg, in seinen „Gesammelten Novellen".

Machtgefühl gegeben, und sie hatte damals noch immer ihre große soziale Bedeutung. Für den Gesellen, der soeben mit der eintönigen und harten Lehrzeit fertig war, bedeutete sie selige Freiheit und Unabhängigkeit, hieß sie „abwerfen, was uns an Unnötigem anklebt, zurücklassen, was uns drückt, im hellen Sonnenlicht den alten Traum von der Freiheit träumen, die irgendwo draußen zu finden sein muß, und die wir törichten Menschen immer wieder mit unsern Mauern und Ketten zu erdrücken suchen. Wandern! Jetzt fühlte der Bursche wieder, was Leben heißt.“[19])

Mochte das Reisen damals auch mühevoll sein, langweilig war es keineswegs. Die Landstraße war von buntem Leben erfüllt. Auf seiner Streife durch ganz Deutschland erlebte Brechtle viel. Das Leben in den verschiedenen Gegenden war damals noch mannigfaltiger als heutzutage. Man lernte viele neue Trachten, Häuser, Mundarten und Sitten kennen. Die Walze war eine der wenigen Möglichkeiten für Nichtbegüterte, der Enge ihres Heimatortes zu entfliehen. Sie war eine großartige Einrichtung und verband die Handwerksgenossen in allen Teilen des Landes. Beim Wandern erlebte der einzelne die Bedeutung und die Größe seines Gewerbes. Jede Stadt und jedes Städtchen besaß mindestens eine Handwerkerherberge, wenn nicht verschiedene für die verschiedenen Handwerke, in denen man ein billiges Quartier erhielt, mit seinen Berufsgenossen zusammentraf und die Möglichkeit hatte, sich in dem betreffenden Orte nach Arbeitsstellen zu erkundigen. Alle Handwerker duzten sich, um den Gemeinschaftsgeist zu bekunden. Hatte der Handwerker nicht mehr genügend Geld, so sah er sich nach Arbeit um, forderte bei den Meistern seines Handwerks den traditionellen Zehrpfennig oder focht sich sonst ein Essen und ein wenig Geld zusammen. Für seinen eigenen Beruf war das Wandern, wenn er tüchtig war, von allergrößtem Nutzen. Er lernte neue Arbeitsweisen und neuartige Formen kennen und vermehrte seine Kenntnisse auf jede Art. Die Wiener Schneiderei war anders als die Breslauer, und von jeder lernte unser Held. Jeder wandernde Handwerker war auf sich selbst gestellt, und in dem Kampfe ums Dasein reifte nicht nur seine berufliche Fähigkeit, sondern auch sein gesamter Charakter. Die Walze hatte freilich auch ihre Schattenseiten. Das lange Wandern bei gutem und schlechtem Wetter strengte den Körper ziemlich an, und zudem war die Landstraße besonders in Kriegszeiten oft gefährlich. Ueberfälle waren nicht selten, die Gefahren der zwangsweisen Konskription beträchtlich. Der Walzbruder mußte sich öfters mit Paß und Wanderbuch legitimieren, und selbst das half nicht immer gegen die wandernden Truppen. Die Herbergen waren manchmal recht schlecht, Hunger, Kälte, hartes Schlafquartier, Angriff und List — das alles mußte der Handwerksbursche aushalten.

---

[19]) Max Eyth, Schneider von Ulm, pg. 359.

Auch unser Held bietet ein Beispiel für die oft erstaunlichen Wanderleistungen jener Zeiten. Auf seinen Kreuz- und Querfahrten erreichte er Prag, Breslau, Budapest und Wien und viele andere Städte. Mancher Wandergeselle gelangte sogar tief nach Italien, Frankreich und in den Balkan hinein. „Pflichtgetreu zerriß er seine Handwerksburschenstiefel zwischen Königsberg und Salzburg, Hannover und Pest, bald fröhlich und guter Dinge, den Beutel leidlich gefüllt mit dem ersparten Lohn der letzten Arbeitszeit, bald abgerissen, hungrig und dem Fechten nah, das viele seinesgleichen als Hauptsport eines Lebens voll lustiger Abenteuer und wechselvoller Ueberraschungen betrieben.“[20]) Im großen und ganzen waren die Zeiten für den wandernden Handwerker ungünstig. Der Krieg war im Lande, die Geschäfte gingen schlecht, und Wandergesellen suchten oft in allen Richtungen vergeblich nach Arbeit. Der Dichter greift besonders ein paar Bilder aus seiner eigenen Wanderzeit heraus, die einen tiefen Eindruck auf den jungen Schneidergesellen machten. Einige „werfen vielleicht auch in andrer Richtung ein vorübergehendes Streiflicht auf eine Zeit, in der unter den großen, weltgeschichtlichen Stürmen jener Tage in aller Stille und kaum bemerkt von Millionen, die ihr heute Leben und Wirken verdanken, Größeres keimte und der Reife entgegenging“[21]). Ein besonderes Erlebnis bildete der Anblick der Dampfmaschine in Tarnowitz-Oberschlesien. Damals kamen die ersten neuen Maschinen aus dem Auslande nach Deutschland. Diese Zeit ist die Geburtsstunde der neuen Industrie und des neuen wirtschaftlichen Geistes. Es wurde „ein anderes Ringen und ein neues Weltreich geboren, mächtiger und größer als alles, was Waffengewalt zu schaffen und zu zerstören vermochte. Die plumpe Feuermaschine begann ihren Siegeszug über den Erdkreis. Nach einem Jahrhundert hatte sie ihn erobert und umgestaltet und ein Weltbild geschaffen, das die Alten kaum mehr erkannt hätten“[22]). Es sollte aber noch einige Jahrzehnte dauern, bis das Neue auch im Handwerk bemerkbar wurde.

In Wien, das damals neben Breslau, Berlin und Erfurt die große Schneiderstadt war, ging die Wanderschaft unseres Schneidergesellen eigentlich zu Ende. Er bekam Arbeit bei dem königlich-kaiserlichen Oberhofschneider. Damals blühte in Wien das Schneiderhandwerk dank dem prächtigen Hofleben und der Aristokratie. Die Wiener Mode galt als tonangebend. Hier hatten sich die Zunftregeln schon gelockert, besonders die Bestimmungen hinsichtlich der Anzahl von Gesellen und Lehrlingen, die ein Meister beschäftigen durfte. Hier begannen sich große Konfektionen zu entwickeln. Unser Held arbeitete in einer Werkstatt, in der zehn bis zwölf Gesellen tätig waren, während nach der früheren Regel nicht mehr als drei Gesellen unter einem Meister arbeiten durften. Aber sein Meister war eigentlich auch kein richtiger Handwerksmeister mehr, er

20) Eyth, Schneider von Ulm, pg. 389.
21) Ebenda, pg. 390.
22) Ebenda, pg. 408/9.

selbst verstand vom Handwerk nicht sehr viel, wußte aber seine Arbeiter geschickt auszuwählen und auszunutzen und mit seinen Kunden umzugehen. Er war mehr der Typ eines Kaufmannes, und sein Geschäft ließ den Großbetrieb der späteren Jahrzehnte ahnen.

Brechtle arbeitete sich bald zum ersten Zuschneider hinauf und kehrte dann nach dem Ablauf seiner drei Wanderjahre nach Ulm zurück. Nach den Zunftvorschriften mußte damals ein Geselle wie Berblinger, der nicht Meisterssohn war, vier Jahre wandern. Aber durch den Einfluß seines Onkels wurde diese Regel wieder umgangen, und er durfte sich sofort um den Meistertitel bewerben. Im Schneiderhandwerk ging die Bewerbung folgendermaßen vor sich: Man mußte sich bei den Meistern vorstellen, den Mitgroschen in die Lade legen und ein Meisterstück aus den vorgeschriebenen 27 Kleidungsstücken verfertigen. Die Zunft wählte drei Prüfungsmeister, die dafür zu sorgen hatten, daß die Regeln beobachtet wurden. Ihnen mußte der Prüfling zuerst angeben, wieviel Stoff er zu jedem einzelnen Stücke brauche. Sie beurteilten dann, ob diese Menge als gut, mittel oder unpassend anzusehen sei. An einem vereinbarten Tage mußte der Geselle in ihrem Beisein die Stücke aufzeichnen. Dann arbeitete der Kandidat an der Anfertigung seiner Stücke und erhielt täglich den Besuch der Prüfungsmeister. Alles ging seinen Weg nach altem Handwerksbrauch. Um die fehlende Wanderzeit auszugleichen, hatte die Zunft unserem Helden ein Extrastück vorgeschrieben. Das Meisterstück wurde dann bei offener Lade der Meisterversammlung vorgelegt. Wenn die Prüfung des Kleides gut ausfiel, wurde der Geselle feierlich zum Meister erklärt. Manchmal übte die Zunft immer noch einen alten Brauch, der darin bestand, daß man den Gesellen zuerst zurückwies und ihn erst bei der zweiten Bitte und Prüfung annahm. Beim Abschluß mußte er die Zunft zu einem Festessen einladen. Dann folgte die Begründung eines eigenen Geschäftes und die baldige Heirat gemäß den Vorschriften der Zunft.

Aus dem wenigen, das unser Buch über die Meisterlaufbahn des Brechtle Berblinger berichtet, sehen wir schließlich, wie die Zunft mit ihren strengen Gesetzen in das Leben des einzelnen Mitgliedes eingreift. Manche Meister waren gegen erfolgreiche Zunftgenossen mißgünstig, die Zunft selber wachte eifersüchtig über ihre Privilegien und Rohstoffquellen und verhängte einschneidende Maßnahmen gegen jeden Zünftler, der beruflich oder charakterlich von dem engen Wege der Vorschriften abwich. Berblinger hatte sein Leben lang die Sehnsucht, eine Flugmaschine zu erfinden. Nun begann er mit Flugexperimenten, die aber von den Meistern als unzünftig und unmoralisch verdammt wurden. Zu diesen Versuchen benötigte er Stoffe, die die Schirmmacherzunft bisher immer nur als Eigentum ihrer Mitglieder in Anspruch genommen hatte. Diese Zunft beklagte sich also bei den Schneidern, daß einer ihrer Angehörigen in das Schirmmacherhandwerk übergriffe, indem er „nächtlicherweise und unberechtigterweise schirmartige Gestelle an-

gefertigt, dieselben auch mit Seiden- oder Baumwolltuch überspannt und derartig präpariert hat, daß ein Schirm oder schirmartiger Gegenstand daraus entsteht“[23]).

Ueberdies pflegte Berblinger Umgang mit einem Schäfer und einem Turmwart, also unehrlichen Zünftlern. Er war also kein vorbildlicher Meister, er vernachlässigte sein Handwerk und die Zunftregeln. So mußte er schließlich wegen seiner Flugmaschinenexperimente fliehen und kam als Soldat in den Wirren der Zeit um. So gibt uns der Roman ein lebendiges Bild der Zustände im Handwerk in dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Das Handwerk haftete noch an der Tradition und der alten Arbeitsweise. Aber es spürte bereits seine eigene Verknöcherung und ließ die ersten Zeichen des Verfalles sehen.

[23]) Schneider von Ulm, pg. 521.

Kapitel III.

In den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts beherrschte die Romantik das literarische Feld, aber ihre Behandlung des Handwerks ist, mit Ausnahme von Tieck, für unsere Zwecke unbrauchbar. Die Dichter flüchteten aus der Gegenwart in eine zeitliche und räumliche Entfernung und hüllten ihren Stoff in einen unwirklichen Schleier. Wenn sie das Handwerk behandelten, dann beschäftigten sie sich am liebsten mit dem Handwerk der mittelalterlichen Blütezeit. Wir erinnern an Hoffmanns „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen" und an Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen", in denen das Handwerk dieser verklärend-historischen Behandlung unterliegt. Oder sie griffen, aus volkskundlichem Interesse heraus, zu den alten Neckereien und Schwänken zurück und brachten manchen köstlichen Handwerkerschwank als Märchen in das Bewußtsein des Volkes zurück. Hier wären vor allem die Brüder Grimm mit ihren „Kinder- und Hausmärchen" und der feinsinnige Märchendichter Clemens Brentano mit seinen Märchen „Von dem Rhein und dem Müller Radlauf" oder „Vom Schneider Siebentot auf einen Schlag" zu erwähnen.

In den dreißiger Jahren fand die Romantik als herrschende Zeitströmung ihr Ende. Hauptsächlich die geistige Wandlung der bürgerlichen Massen nach der französischen Revolution machte ihr den Garaus. Es wirkte sich hier vor allem das neuerwachte politische Interesse des Bürgertums aus, das eine Umgestaltung Deutschlands nach ausländischen Vorbildern zum Ziele hatte. Der literarische Geschmack änderte sich entsprechend und fand seinen Niederschlag in der Bewegung des „Jungen Deutschland". Schließlich trug zum Fall der Romantik auch die Abkehr der geistig führenden Klassen bei, die angesichts der Anforderungen eines gesteigerten Wirtschaftslebens ihre einseitig betonte Neigung zur Vergangenheit nicht mehr pflegen konnten. Es begann das Zeitalter des wirtschaftlichen Aufschwungs, der Industrie und der sozialen Wirren. Die Probleme der Gegenwart drängten sich in den Vordergrund. Dem politischen Liberalismus entsprach literarisch eine seit etwa 1830 dem Gegenständlichen und den Gegenwartsfragen zugekehrte realistische Kritik, ein Wirklichkeitssinn, der mit den Ueberlieferungen und mit der klassischen und romantischen Vorliebe für Antike und Mittelalter brach. Der Uebergang zur politischen, sozialen und religiösen Freigeisterei vollzog sich bei einer Gruppe junger

Schriftsteller, die man unter der Bezeichnung „Das Junge Deutschland" zusammenfaßt. Diese Gruppe verlangte, die Literatur solle sich in den Dienst der Politik stellen und die Kunst nicht mehr um der Kunst willen, sondern unter sozialen und politischen Gesichtspunkten pflegen. Damit bereitete sie den ausgesprochen sozialen Roman vor. Sie richtete ihren Blick auf Paris, das Mekka des damaligen Liberalismus, und wandte alle Aufmerksamkeit ausschließlich den politischen und sozialen Reformen zu, während sie für Kleinbürgertum, für Handwerker und Bauern kein Interesse zeigte. Wir müssen also andere Quellen suchen, um die Entwicklung des Handwerks am dichterischen Abbilde in dieser Zeit weiterzuführen. Wir finden sie zunächst in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" und in Immermanns „Epigonen", die beide das Handwerk berühren.

Zu Beginn des Jahrhunderts war im Handwerk ein bedeutsamer Wandel eingetreten. Wir haben gesehen, wie die Zunftverfassung in einem öden Formalismus verkommen war. Wo vormals die Stadtgemeinde die Regeln vorgeschrieben hatte, herrschte das verängstigte Interesse einer privilegierten Kaste zünftiger Meister. Das Gewerberecht war durch Monopolisierung und Reglementierung gekennzeichnet. Diese Zustände führten unter dem Einfluß der französischen Ideen zur Einführung der Gewerbefreiheit. Die Revolution zerstörte in Frankreich in wenigen Jahren die veralteten Einrichtungen des öffentlichen Lebens, die absolute Monarchie, die Privilegien des Adels und der Kirche, die erblichen Beamtenstellen, die Zünfte usw. Am Rhein begrüßte man zuerst das französische Heer als Befreier von der feudalen Vergangenheit und begeisterte sich für die Aufhebung des Gewerbezwanges. In dem von Napoleon gebildeten Königreich Westfalen mußten nach den Dekreten von 1808 und 1810 die Zünfte dem freien gewerblichen Betriebe Platz machen. Für Preußen wurde die Gewerbefreiheit schon 1806 eingeführt, der gesamte damalige preußische Staat erhielt sie 1810. Damit war die Vorherrschaft der Zunft zu Ende. Die romantische Literatur aber berichtet bezeichnenderweise von dieser umwälzenden Neuerung nichts.

Goethe wandte sich in der letzten Schaffensperiode seines reichen Lebens von seiner klassischen, rein individualistischen Ethik der Selbstvervollkommnung ab und dem Ideal der praktischen Tätigkeit und Gemeinnützigkeit zu, das für das Kulturleben des Jahrhunderts maßgebende Bedeutung haben sollte. Er vertrat dieses Ideal nicht nur im zweiten Teil des „Faust", sondern auch in dem Bildungsroman „Wilhelm Meisters Wanderjahre". Hier wird auch dem Handwerk ein Platz eingeräumt, indem uns Lenardo ein Bild der Weberei und Spinnerei gibt. Die Frage, ob Goethe sich selbst handwerklich betätigte, ist zu verneinen, aber er war gern Zuschauer handwerklicher Arbeit und kam als Student und als Sohn einer wohlhabenden Frankfurter Patrizierfamilie mit Handwerkerkreisen in mannigfache Berührung. Auf seinen zahlreichen Reisen

lernte er das Handwerk und seine Probleme kennen. Im übrigen reichen seine Beziehungen zum Handwerk sogar bis in die ersten Kinderjahre zurück. Seine Vorfahren waren handwerklich-ländlicher Herkunft, sein Großvater war als Schneidergeselle nach Frankfurt eingewandert, und sein Urgroßvater war Hufschmied in Artern gewesen. Beim Umbau des Vaterhauses nahm er bleibende Eindrücke handwerklicher Leistungen auf[1]), und das ganze Leben hindurch behielt er ein besonders reges Interesse für das Bauhandwerk[2]). Oft hatte er als Kind kleine Aufträge an Handwerker auszuführen und gelangte so in viele Werkstätten. Lebensart und Familienverhältnisse der Handwerker waren Gegenstände seiner Aufmerksamkeit[3]). Als Student erschienen ihm die wandernden Handwerksgesellen als anziehende Typen, und er erzählt, daß er als Fußreisender oft mit ihnen zusammengewandert sei[4]). Als Staatsminister in dem kleinen Herzogtum Weimar widmete er den sozialen Nöten der niederen Volksschichten seine Sorgfalt. Wir müssen auch seine schlesische Reise im Jahre 1790 erwähnen, auf der er die Dampfmaschine zu Tarnowitz, die auch auf den Schneider von Ulm einen so großen Eindruck machte, besichtigte und ihre Bedeutung für die Zukunft erkannte.

Mögen die „Wanderjahre" ihren höchsten Wert als Zeugnis von Goethes Persönlichkeit besitzen, so bringen sie doch auch ein weitgerahmtes Weltbild, in dem fast alle für die Anschauung der Zeit bedeutsamen Züge zu finden sind. Um die ganze Fülle des Lebens zu beschreiben, greift der Dichter zu dem Mittel der Briefe, Tagebücher, Gedichte, Auszüge und Aufzeichnungen, und auf einer solchen fremden Aufzeichnung fußt auch sein Bericht über die Zustände in der Hausindustrie, nämlich auf den brieflichen Mitteilungen seines Freundes, des Schweizer Malers Heinrich Meyer über die dortige Baumwollhausindustrie.

In den Kapiteln „Lenardos Tagebuch" im dritten Buche der „Wanderjahre" schildert der Dichter die Technik des Garnspinnens und Handwebens mit einer Ausführlichkeit, welche die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellt. Lenardo, der Freund Wilhelms, wandert hinauf in das Gebirgsland, wo die Hausweber und Spinner wohnen. Hoch oben im Gebirge leben nur einzelne Familien abgeschnitten von der Welt, von der ihnen nur der Garneinsammler eine Nachricht brachte, tiefer unten sind die Häuser dichter. Er gelangt dann in menschenfreundlichere Siedlungen und endlich auf flacheres Land mit besserem Boden und anständigeren Häusern bis zum Fabrikantendorf am See.

Wo die Entfernung nicht zu groß ist, holen sich die Weber ihre Baumwolle selbst und bringen die fertige Ware zu den Fabrikanten.

---

[1]) Dichtung und Wahrheit, Buch 22 der Jubiläumsausgabe, pg. 30.
[2]) Siehe z. B. Reise in die Schweiz, Bd. 29 pg. 91 ff.
[3]) Dichtung und Wahrheit, Buch 22, pg. 177 ff. und 192.
[4]) Die Wahlverwandtschaften, Bd. 21, pg. 21 ff.

Gewöhnlich ist das Gewebe gegen Ende der Woche fertig und wird am Sonnabend nachmittags zu den Verlagsherrn gebracht, die es untersuchen. Wenn die Arbeit ordentlich und fehlerfrei ist und das rechte Gewicht und Maß hat, bezahlen diese den verabredeten Weberlohn und teilen den Ablieferern neue Baumwolle zu. Die Fabrikanten bearbeiten das Garn dann noch weiter, danach bringen sie oder ihre Faktoren es in die Stadt zu den Großkaufleuten und nehmen als Bezahlung ihren Bedarf an roher Baumwolle oder bares Geld entgegen. Die Fahrt in die Stadt dient auch den sonstigen Einkäufen für die ganze folgende Woche. Manche Weberfamilien wohnten hoch oben im Gebirge, hier war das System ein wenig anders. Ihnen brachte der Garnträger, ein untergeordneter Handelsmann oder Sammler, die Baumwolle, tauschte dafür Garn ein oder kaufte dieses und beförderte es weiter zu den entfernter ansässigen Fabrikanten. Er war stets gern gesehen, denn er bildete die Verbindung zur Außenwelt und war für sie zugleich Hausfreund und Hausarzt.

Diese Hausindustrie trug noch immer das patriarchalisch-familiäre Gepräge des alten Handwerks. In einträchtiger Geselligkeit arbeitete die gesamte Familie in einer Stube. Die Verarbeitung der rohen Baumwolle war in den entlegenen Einzelwohnungen hauptsächlich die Aufgabe der Kinder, doch erledigten an den Winterabenden auch die Männer diese Arbeit. Man zupfte die Baumwollflocken auseinander und nahm alle Unreinigkeiten hinweg. Das nannte man „erlesen". Dann wurde die gereinigte Baumwolle für das Spinnrad vorbereitet, indem die Spinnerinnen den Staub durch die Karden entfernten, den Haaren eine bestimmte Richtung gaben und sie zu Locken festwickelten. Jetzt folgte das eigentliche Spinnen, wobei das Rad mit den Füßen festgehalten und die Scheibe mit der rechten Hand gedreht wurde. Dies war vorwiegend die Arbeit der Frauen, und man brauchte dazu das alte, einfache Maschinenwerk. Den Abschluß des Spinnens bildete das Haspeln.

Etwas weiter unten im Gebirge, wo die Gegend dichter bewohnt ist, besteht das Hauptgeschäft in der Vorbereitung des Garnes zum Weben. Man leimt das Garn zuerst, um den Fäden mehr Halt zu geben. Dann teilt sich die Familie in die Arbeit. Die leichtere, nämlich das Spulen, fällt den älteren Leuten zu, wobei der Familienvater die Spulen auf einen mit Querstäben abgeteilten Rahmen steckte, um zu „zetteln". Nach dem Zetteln wird das Ganze abgenommen und zu einem großen Knäuel, dem „Werft", aufgewunden. Jetzt ist das Garn bereitet für das Weben, das die eigentlichen, im Gebirge wohnenden Weber verrichten. Die Weberinnen vollenden das Aufweckeln des Zettels auf den Weberbaum und das Eindrehen der Fäden des neuen Zettels auf die alten. Die jungen Leute haben das anschließende Schlichten und Fächeln zu besorgen. Nach diesen Vorbereitungen kann man ans Weben gehen. Die technische Arbeitsweise ist die alte — man webt immer noch mit der Hand und mit einfachen Werkzeugen und Stühlen.

Diese Weber besitzen noch einen von Maschine und Geldsucht unverdorbenen Charakter. Sie trachten nicht nach Gewinn und sind nicht auf den Wettbewerb eingestellt. Ihre Arbeit füllt sie vollkommen aus und bringt in die Familie ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl. Sie sind tüchtig und fleißig, freundlich, fröhlich und fromm und sogar ein wenig abergläubisch. Die Arbeit ist nicht leicht und nimmt den weitaus größten Teil des Tages in Anspruch, sie gibt ihnen ein bescheidenes Auskommen, aber nicht mehr, und dennoch steckt der alte Handwerkerstolz in ihnen. Den Fremden treten sie gefällig und freundlich entgegen. Zwischen den verschiedenen Mitgliedern dieser Hausindustrie herrscht noch ein persönliches Verhältnis, Weber, Mittelmann, Faktor und Fabrikant sind sich auch menschlich nahe. Die Religion spielt in ihrem Dasein eine wichtige Rolle.

In einer Weberstube herrscht überhaupt „etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches“[5]). In ein paar Sätzen vergegenwärtigt uns der Wanderer das Bild: „Mehrere Stühle waren in Bewegung, da gingen noch Spinn- und Spulräder, und am Ofen saßen die Alten, mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten trauliche Gespräche führend. Zwischendurch ließ sich wohl auch Gesang hören, meistens Ambrosius Lobwassers vierstimmige Psalmen, seltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhlich schallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jakob einen witzigen Einfall gesagt hat“[6]).

Auf Lenardo macht alles einen recht angenehmen Eindruck. Er erinnerte sich der Worte seines Freundes Wilhelm, die so gut auf diese Welt passen: „Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältnis der Pflichten zu den Tätigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten, anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Tätigkeit“[7]).

Zwei Handwerksgestalten werden besonders hervorgehoben — Bruder Garnträger und Gevatter Geschirrfasser. Jener der Mittelmann zwischen Weber und Fabrikant, der in engem persönlichen Verhältnis zu seinen Leuten steht und ihnen mit Rat und Tat hilft. Dieser ein wandernder Handwerker, dessen die Weber in den entlegenen Tälern bedürfen, um ihre Stühle in Ordnung zu halten. Er ist ein Meister in seinem eigenen Handwerk und versteht sich auch sehr gut auf die Spinnerei und Weberei, von der er sagt, es sei „die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich zuerst vom Tiere unterscheidet“[8]). In diesen beiden haben wir echte Gestalten aus dem Volke vor uns, die ihre Tätigkeit in naiv-anmutiger

[5]) pg. 96.
[6]) pg. 96.
[7]) pg. 97.
[8]) pg. 93.

Weise ausüben, nur daß der Geschirrfasser sich durch sein Wanderleben etwas herausgehoben hat.

Der wandernde Handwerker war überhaupt eine allgemeine und willkommene Erscheinung in entlegeneren Tälern und Orten. Karl Stöbers „Schneider von Gastein“[9]) ist eine ähnliche Gestalt wie der Geschirrfasser. „Mit einer guten Schere und einem Dutzend Schwabacher Nadeln“[10]) und mit einem Tragkorb voll Stoffe wandert er von Dorf zu Dorf und von Ort zu Ort in den Tälern des oberen Allgäus. Er ißt und schläft bei seinen Kunden, bildet ein Glied ihrer Familien, bis er mit der Arbeit fertig ist. Dann setzt er mit einigen verdienten Groschen seinen Wanderstab weiter. Dieser Wanderstock dient ihm übrigens auch als Maßstab, denn die Landeselle ist darauf eingezeichnet. Ist er nur ein Schneider, so verrichtet er seine Arbeit „meistens stumm und etwas grämlich“ und zieht weiter. Manche sind aber mehr, haben sich auf ihrer langen Wanderschaft reiche Erfahrungen zugeeignet und geben für die Kinder einen Lehrer, für die Jugend einen Prediger und für Männer und Frauen einen Berater und Tröster ab. Diese wandernden Schneider sind meistens schwächliche junge Leute, denn die stärkeren werden Viehhirten auf den Alpen und Arbeiter in den Bergwerken. Unser Schneider ist auch ein äußerlich schwächliches, mageres und langbeiniges Männlein, „die Haare dünn und glatt, die eingefallenen Wangen bleich und mit zwei roten, hektischen Flecken bezeichnet“,[11]) aber sein schwächlicher Körper hat eine erstaunliche Zähigkeit entwickelt, die oft recht harten Strapazen der Wanderschaft zu überstehen.

Aehnlich lagen die Dinge in dem Wiener Seidenweberhandwerk, wie uns Emil Ertl in seinem Roman „Die Leute vom blauen Guguckshause“, einer breitgesponnenen Schilderung des alten vormärzlichen Wien besonders in der Napoleonszeit, erzählt. Auf dem Schottengrund, einer Wiener Vorstadt, betrieben damals die Weber diese schöne und im Weberhandwerk hochangesehene Arbeit. Auch hier bestand die Hausindustrie, die sich in einem Stockwerk im Hause des Meisters befand. Diese Meister nannten sich mit Vorliebe „Fabrikanten“, traten nicht nur als Handelsleute auf, sondern arbeiteten auch selbst als Meister mit Gesellen und Lehrlingen. Gewöhnlich ersuchten sie die Kaufleute um Bestellungen und führten sie selber aus. Hier begann damals die Technik einzudringen, aber nur zaghaft in der Form von kleinen maschinellen Erfindungen wie etwa Zettelrahmen und Scherrahmen zur Beschleunigung der Arbeit — im übrigen gab es noch keine Drohung von einer kapitalistischen Industrie. Hier orgelte noch die alte Musik der biederen Handwebstühle. „Es war wie ein ganzes Konzert: dieses Klappern und Aechzen der Weberschemel und des Geschirrs, das mit den

[9]) Karl Stöber: Erzählungen, Bd. 2. Leipzig 1858.
[10]) Schneider von Gastein. pg. 10.
[11]) Ebenda, pg. 12.

Schäften bedächtig auf- und niederrasselte, dieses Kollern des Gewölls und Klopfen des Bandmacherrechens, dieses Knarren der Korden und Klirren der Platinen, begleitet von dem leidenschaftlichen Schwirren der Winden und dem besonnenen Schnurren der Schweifrahmen, während die behaglichen Spulmaschinen in der Tiefe mitbrummten und das gleichmäßige Pochen der Weberladen langsam und gemessen den Takt dazu schlug“[12]).

Im Oberen Allgäu, dem Ort der Handlung für Dörflers Roman „Der Notwender“, betrieben die Leineweber in den 20er Jahren auch Hausindustrie in der alten Weise. Sie bauten meistenteils ihren eigenen Flachs an, und die ganze Familie ist beim Pflücken, Spinnen und Weben beteiligt. In diesem Roman herrscht aber eine viel düsterere Stimmung als bei Goethe oder Ertl. Die Familie, besonders die Frauen, rackerte sich Tag und Nacht am Webstuhl ab, oft sogar im feuchten Keller. Man trug dann das fertige Garn jeden Dienstag zu den Schaustuben in dem benachbarten Immenstädter Weberhaus. Die 4 Schauherren standen von 9 Uhr früh bereit, die abgelieferte Leinwand nach Echtheit und Güte zu schätzen und zu stempeln; die 4 Kaifer warteten darauf, ihre Breite und Länge zu messen. Nach der Prüfung versuchten die Weber, ihre Ware an die Faktoren zu verkaufen. Hier konnte man schon die Not der Weber und ihre Feindseligkeit gegen die Faktoren spüren. Ihnen waren sie schutzlos ausgeliefert. Einige Faktoren erkannten sogar die Rötelnummer der Schaumeister nicht an und drückten die Preise möglichst herab. Nur die beste Ware fand Käufer und nur zu niedrigen Preisen — 20 Kreuzer für die Elle feinsten Tuches, wo die Weber früher doppelt soviel bekamen. Von diesen Preisen mußten dann noch Steuer und Weberkasse abgezogen werden. Den Webern, die ihre Arbeit nicht verkaufen konnten, blieb nichts übrig, als sie nach Hause zurückzutragen. Angst und Sorge erfüllten alle, doch konnten diese kleinen blassen Weber und hageren, abgearbeiteten Weberinnen nicht glauben, daß der Kattun die Preise und den Absatz langsam verdarb, wie ihnen die Faktoren versicherten. Es wuchs manchmal unter ihnen eine gefährliche Stimmung, die wie ein Funke den Brand der späteren Aufstände ahnen ließ. „Durch die armen Täler des Allgäus ging in diesen Jahren ein Klagen, ein Murren der Unzufriedenheit, ein Auftrotzen gegen alle irdische Ordnung“[13]). Sie glaubten, daß Beamte, Faktoren und sogar Schaumeister sie betrogen. Schimpfreden waren überall in den Wirtsstuben zu hören; man sagte voll Bitterkeit den Weberspruch: „Weben, weben ist ein Leben, voller Aerger und Verdruß, lange Kette, kurze Schmette, und dazu noch schlechter Schuß.“ Einige versprachen sich Besseres bei einem Sturz von Adel und Bürokratismus und einem revolutionären Durchbruch zur Freiheit; andere, indem sie über das Meer auswanderten.

---

[12]) Emil Ertl: Die Leute vom Blauen Gugucksshaus, Leipzig 1906, pg. 4.
[13]) Peter Dörfler: Der Notwender. Grote, Berlin 1935. pg. 12.

Nur wenige der Weiterblickenden erfaßten dunkel und ahnungsvoll den Lauf der Zeit, den beginnenden Aufstieg der Industrie, die beginnende umwälzende Wirkung von Eisenbahn und Dampfschiff, welche Waren aus den billigsten Ländern hereinbrachten, und die Erfindung des mechanischen Webstuhls in England, der den Handwebstuhl zu verdrängen drohte. Diesen betrachteten die Weber als ein Teufelsding, das man austreiben sollte. Dazu kam als Schlimmstes die Baumwolle, welche die Leinenweberei während der nächsten Jahrzehnte langsam verdrängen sollte. Nur der Vorsteher Johannes Hirnbein meinte, daß sie auch mit der Zeit vorwärts gehen, Baumwolle spinnen und mechanische Webstühle errichten müßten. Aber ein solcher Fortschritt war den Webern verhaßt. Charakteristisch sind die Worte, die der Weber Flachsmayer zu seinem Sohne spricht: „Fortschritt heißt man das, wenn das Spinnrad geht ohne Fuß und der Faden sich dreht ohne Finger! Fortschritt, wenn der Flachs, den unser Herrgottsboden trägt, verfaulen soll, weil man den Webstuhl speist mit Wolle, die über See bei den Menschenfressern auf den Bäumen wächst! Johannes, Johannes! Soll denn der Wagen bald laufen ohne Roß — — O Klaus, glaub er mir, vom Teufel ist so ein Fortschritt. Es ist so, wie wenn ich die eigenen Kinder in die Knechtskammer sperr' und fremde in der Stube hielte. Maschinen sind schon in der Schweiz — dann sind sie bald bei uns. Sankt Mang hat die Drachen erschlagen und in die Bergspalten verbannt. Es sind Maschinen gewesen, Bub! Maschinen hat der Gottsmann erschlagen, glaub mir, Maschinen hat er verbannt. — Der Fortschritt zieht sie hervor, und sie werden unsere Flachsfelder abweiden und dann unsere Küh' auf den Fluren auffressen und dann unsere Roß', sodaß es nur noch hölzerne Roß' gibt, Wiegengäul' für Kinder, ja z'letzt werden sie die Kinder auffressen, und unser Land wird wieder mit Sumpf und Wald bedeckt sein!“[14]). Also eine tiefe Furcht vor der Maschine und ein beinahe fanatischer Haß gegen maschinellen Fortschritt erfüllt diese Menschen. Die Schilderung der Folgen erinnert an die Befürchtungen der Fabrikantin im „Wilhelm Meister“, wovon noch zu sprechen sein wird.

Dieser Sohn Klaus Flachsmayer kommt Anfang der 30iger Jahre auch in die Lehre zu einem Webermeister. Die Flachsfelder tragen noch, die Leute spinnen und schinden sich noch dabei. Er aber haßt die Weberei, betrachtet sie als ein absterbendes Handwerk und will sich nicht in das Weberschicksal fügen. Auf der Walze findet er seine Ansicht nur zu sehr bestätigt. Er muß auf der Wanderschaft bittere Erfahrungen machen, und er erlebt, daß kein Mensch überflüssiger erscheint als ein junger Weber, ja daß sich das ganze Handwerk in einer schlechten Lage befindet: „Ich wollte es käme ein Krieg oder etwas, wie es die französische Revolution gewesen ist. Das Schlimmste ist der Zustand, wie wir ihn jetzt

---

14) Peter Dörfler: Der Notwender, pg. 28.

haben. Gehst in ein Eisenwerk, in eine Hammerschmiede oder was dergleichen ist, heißt es: Kein Verdienst! Baust dir Flachs und trägst Leinwand auf den Markt, so bekommst du den Bescheid, daß Leinwand soviel gelte wie die Spinnweben“[15]), bemerkt er bitter.

Auch über der friedlichen Welt, die uns Goethe schildert, zieht eine Gefahr herauf. Der Geist einer neuen Zeit naht heran. Das Maschinenwesen mit seiner nichtsachtenden, alle Widerstände zermalmenden Tätigkeit und seiner übermächtigen Konkurrenz droht sich hier niederzulassen. Selbst der Geschirrfasser beschäftigt sich mit dem Plan, die einfachen Webstühle durch Maschinen zu ersetzen, die mit weniger Menschenhänden mehr leisten. Auch in den entlegeneren Tälern ist man in Sorge, „denn es war nicht zu leugnen, das Maschinenwesen vermehre sich immer mehr im Lande und bedrohe die arbeitsamen Hände nach und nach mit Untätigkeit“[16]). Doch hat es noch nicht in ihr Gebiet eingegriffen, und es „ließen sich allerlei Trost- und Hoffnungsgründe beibringen.“

In dem weiter unten gelegenen und mit der übrigen Welt enger verbundenen Weberdorf ist die Gefahr viel deutlicher. Die kluge Fabrikantenfrau ist um die Zukunft der Weber sehr besorgt: „Das überhandnehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich: es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von diesem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen“[17]).

Wie der Weber Flachsmayer erwartet sie auch von der Maschine eine schlimme Wirkung für ihre Gegend. Das hübsche, frohe Leben wird verschwinden, die Gegend wird eine erdrückende Oede werden. Es beschäftigten sich schon einige Leute jener Landschaft mit dem Gedanken, Maschinen zu errichten, und einer hat es im oberen Tal sogar schon getan. Den Webern blieben ihrer Meinung nach nur zwei Wege übrig: „Entweder selbst das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beschleunigen, oder aufzubrechen“ und über das Meer nach Amerika auszuwandern. Für den ersten Schritt fehlte es den allermeisten Webern an dem nötigen Kapital, ganz zu schweigen davon, daß sie das Eindringen der feindlichen Gewalt ja auch nicht begünstigen wollten. Die Mehrzahl hing wohl auch zu sehr an der Heimat, als daß sie sich zum Auswandern entschließen konnte. Schließlich hatte sie die Gefahr auch noch nicht unmittelbar getroffen; sie hegten Furcht, aber sie hofften und blieben. Wir sehen also die ersten Anzeichen des Maschinenangriffs auf die Weberei und als erste Reaktion der Handwerker Gedanken der Angst und der Flucht. Bei den Webern Dörflers im Allgäu tauchen aber auch schon Haßgefühle auf.

---

[15]) ebenda, pg. 172.
[16]) Wilhelm Meisters Wanderjahre. pg. 85.
[17]) Ebenda, pg. 190 ff.

Es ist wert, die Stellungnahme des Dichters zu erwähnen. Goethe verherrlicht die Handarbeit als höchst wertvoll für Mensch und Gesellschaft, wie er auch in der „pädagogischen Provinz" ausführt, und er nimmt Stellung gegen die beginnende Mechanisierung der Arbeit und des Lebens, deren Gefahren er als Seher schon erkennt. Die Maschine steht dem Ideal der Humanität fremd und feindlich gegenüber, sie wird die harmonische Einheit von Arbeit und Leben, von Mensch und Tat zerstören und manche zur Untätigkeit verdammen. Fast sämtliche Dichter dieser Zeit, darunter auch Tieck und Immermann, wenden sich entschieden wider die Maschine und ihre zerstörende Wirkung. Auch die englischen Dichter lehnen sie ab, so William Blake, Wordsworth, Shelley und Byron; sogar der spätere Charles Dickens, der ihr im allgemeinen zustimmt, verschweigt die Nöte nicht, die sie mit sich bringt[18]).

Den Hintergrund des Goetheschen Romans bilden die wirklichen Verhältnisse des damaligen Deutschlands sowohl in der Adels- und Theaterwelt als auch im Handwerk. In seiner Schilderung der Hausweberei, die trotz idyllischer Züge im wesentlichen doch wirklichkeitsnah ist, erkennt er mit Seherblick, daß die soziale Frage in dem zukünftigen Deutschland von entscheidendem Gewicht sein wird. Stofflich bedeutet der Roman einen großen Schritt vorwärts. Er zeigt nicht nur das Leben der Weber, sondern gibt auch eine ausführliche technische Beschreibung ihrer Arbeit. Das war für den deutschen Roman ein neues Gebiet. Darüber hinaus erblicken wir in diesem Werk auch den Anfang des späteren soziologischen Romans. Hier wird die Problematik des Handwerks erörtert, ja, sie schiebt sich sogar in den Vordergrund, ehe sie eigentlich in der realen Wirtschaft akut geworden ist. Mit einem bewunderungswürdigen Ahnungsvermögen hat der greise Dichter eine Entwicklung vorausgesehen, die sich in der Zukunft tatsächlich vollziehen sollte, und wir werden später sehen, wie tragisch zutreffend seine Analyse sein sollte.

Wir können in diesem Zusammenhange kurz auf zwei Erzählungen eingehen, die dieselbe Frage behandeln und die gleiche Stellung einnehmen, nämlich Ludwig Tiecks „Der junge Tischlermeister" und Karl Immermanns „Die Epigonen".

Tieck wurde als Sohn eines Seilermeisters im Jahre 1773 in Berlin geboren und wuchs in dem engen Kreise kleinbürgerlichen Lebens heran. Durch Fleiß und Sparsamkeit erwarb sich der Vater die Mittel, um die Fähigkeiten seiner Kinder durch eine tadellose Erziehung zu bilden. Schnell trat die besondere Begabung Ludwigs zu Tage. Er besuchte von 1782 bis 1792 das Friedrich-Werder-

---

[18]) Siehe z. B. William Blakes „Vala, or the Four Zoas", Wordsworths „Excursion", Lord Byrons „Song for the Luddites" und „Ode to the Framers of the Frame Bill", Shelleys „Song-To the men of England" und Charles Dickens „Old Curiosity Shop" und „Hard Times".

sche Gymnasium und wandte sich dann der Literatur als seinem Lebensinhalt zu. Er wurde ein führender Kopf der romantischen Schule, löste sich aber in den 20er Jahren etwas von ihr. In seinem späteren Schaffen wählte er hauptsächlich die Form der Novelle, um seine Gedanken auszudrücken. Seine Erzählung „Der junge Tischlermeister" ist in der romantischen Tradition gehalten und nach dem Vorbilde des Wilhelm Meister geformt. Sie schildert die Bildungserlebnisse des Tischlers Leonhard auf dem Schlosse seines adligen Schulfreundes, des Baron Elsheim. Am Anfang der Novelle gewinnen wir einen Einblick in sein Haus und sein Handwerk. Er beschäftigt vier Gesellen und drei Lehrlinge. Keine Zunftbeschränkung lastet auf ihm, sein Gewerbe blüht, und die Werkstatt wird immer größer. Aber er hält an dem Handwerk als einer ehrwürdigen, kulturträchtigen Lebensform fest und pflegt seine Tradition. Gesellen und Lehrlinge wohnen im Hause, in dem er als Meister patriarchalisch waltet.

Obgleich die Maschine Leonhards Handwerk noch nicht gefährdet, hat er dennoch ein offenes Auge für die einsetzenden Veränderungen. Die Zünfte und die damit zusammenhängenden Erscheinungsformen sind im Absterben begriffen. Schon sind fabrikmäßige Einrichtungen in einige Gewerbe eingedrungen, und die Not macht sich breit. Statt des allgemeinen Wohlstandes bildet sich allmählich vereinzelter Reichtum aus. Es gibt „einige reiche Leute und einen Haufen armen, verkümmerten und liederlichen Gesindels, immer in der peinigendsten Abhängigkeit von seinem Brotherrn und dessen quälenden und mageren Vorschüssen, ohne Lebenslust, ohne Fähigkeit, Tugend und Liebe, kränkliche Kinder zu erziehen, bei einem ganz mechanischen und seelenlosen Geschäfte verdummend, und dadurch angetrieben, Genuß, den der Mensch einmal nicht entbehren kann und will, bei schlechten, berauschenden Getränken zu suchen, früh absterbend, ohne gelebt zu haben, verzweifelnd und sich selbst verachtend, zu allen niedrigen Streichen aufgelegt, und nicht fähig, Glück und Unglück zu erleben und zu ertragen"[19]).

Der Baron Elsheim schüttelt ein wenig den Kopf über dieses etwas übertriebene Bild, aber es enthält manche Wahrheit, wie die Zustände in der schlesischen Weberei in den 40er Jahren klar beweisen. Dieser Elsheim selbst sieht seinen Freund bereits als kommenden Kapitalisten und Führer eines Großbetriebes, er sieht voraus, wie er ein großes Magazin von Möbeln einrichtet, Meister unter sich arbeiten läßt, denen er nur Zeichnungen, Bestellungen und Kommissionsrat gibt. Denn auch im Tischlerhandwerk treibt eine Strömung zur Gründung größerer Betriebe. Aber Leonhard, der in seinem Berufe auch geistige und künstlerische Befriedigung findet, kann sich nicht vorstellen, daß er sich jemals so weit vom Wesen des Handwerks entfernen sollte:

---

[19]) pg. 79.

„Das geschieht niemals, sagt er, dann erst würde ich es auf immer bereuen, mich meinem Berufe gewidmet zu haben, wenn ich ein solches todtes und tödtendes Fabrikleben führen sollte, wenn mir die Freude am Material, die ich mit meinen thätigen Gehülfen teile, die Lust, das bestimmte Wesen nach und nach immer reiner und ausgebildeter hervortreten zu sehen, das Gefühl, daß ich als Vater und Lehrer für meine Mitarbeiter sorge und ihnen weiter helfe, die Bewegung des Lebens, wenn mir alles das unter den Händen absterben sollte, um so oder so zu heißen, Meister zu drücken und von ihrer Geschicklichkeit und ihrem Schweiße zu prassen, mich der Thätigkeit zu schämen und durch die Auslage des Geldes mir ein Recht zu erwerben wähnte, daß ich andere despotisiren und quälen dürfe, und so weit ich reichen kann, Leben, Heiterkeit und Wohlstand zerstören“[20]).

So sieht Tieck wie Goethe nur die finstersten Seiten der Maschine und des kapitalistischen Unternehmertums und steht diesen Erscheinungen ablehnend gegenüber.

Ueber die unheilvolle Wirkung des Fabrikwesens berichtet uns auch Immermann, der die Schädigung des Handwerks durch diese neue Welt in Magdeburg und in Westfalen mit eigenen Augen beobachtet hatte, in seinem Kulturroman „Die Epigonen“. In dem Vorwort bekennt er, daß er sich früh mit der Zeit und der Welt in einem gewissen Widerspruch fühlte, oft überkam ihn eine „Angst vor der Doppelnatur unserer Zustände“, vor der „Zweideutigkeit aller gegenwärtigen Verhältnisse“, und in dem Roman versucht er die Lösung des Rätsels zu finden. Das Thema des Werkes, das zwischen 1823 und 1835 abgefaßt wurde, bildet im großen und ganzen der Kampf der aufblühenden Industrie gegen die alten Stände, besonders den absterbenden Adel. Immermann entnahm den Stoff der Magdeburger Gegend, wo die Tabaksfabriken und die fabrikmäßige Ausbeutung der Getreideprodukte der Landschaft ein neuartiges Gepräge aufgezwungen hatten.

In der ersten Erwähnung des Handwerks, in den Gesprächen zwischen dem Helden und seinem Freunde, ist schon der Ton gegeben. Sie bewundern das mittelalterliche Handwerk, besonders die Baukunst, und bedauern das unvermeidbare Verschwinden des Handwerkerstandes und seiner sozialen Einrichtungen. Diese Meinung vertritt besonders der Held Heinrich, der aber auch in der neuen Zeit tätig vorwärtsstreben will, während sein Freund die vielgepriesene Gewerbefreiheit angreift und noch immer auf eine Wiederherstellung der Zünfte hofft. Die beiden Freunde verkörpern allgemeine Zeitströmungen. In dem siebenten Buche führt uns der Dichter in die Wirtschaftswelt ein, nämlich in die Fabrik von Heinrichs Onkel mit allen ihren verhängnisvollen Einflüssen auf Menschen und Landschaft. Hier bläst Immermann zum Kampfe gegen die vorwärtsschreitende Industrialisierung. Die Fabrik ver-

[20]) pg. 78, Bd. 12 der Gesammelten Novellen.

wüstet die Landschaft, sie verpestet die Luft. In dem Riesengeschäft des Onkels, das in sich Glasbläserei und Bergwerk, Brauerei und Brennerei, Porzellanmanufaktur und Weberei vereinigt, sieht er den Keim der Welthandelskonzerne. Nicht nur Handwerker, sondern auch Bauern sind in die Fabrik gezogen worden und unselbständige Angestellte geworden. Der Dichter empfindet einen tiefen Widerwillen gegen „die mathematische Berechnung menschlicher Kraft und menschlichen Fleißes, gegen die Verdrängung lebendiger Mittel". Die Glocke regiert. Besonders abschreckend ist die sichtbare Wirkung auf die Menschen, die kränkliche Gesichtsfarbe der Arbeiter.

„Jener zweite Stand, von welchem die Vorsteher geredet hatten, unterschied sich auch dadurch von den dem Ackerbau Treugebliebenen, daß seine Genossen bei Feuer und Erz oder hinter dem Webstuhle nicht nur sich selbst bereits den Keim des Todes eingeimpft, sondern denselben auch schon ihren Kindern vermacht hatten, welche bleich und aufgedunsen auf Wegen und Stegen umherkrochen"[21]).

Als ein mächtiges Zeugnis der aufsteigenden Industrie steht die Fabrik da, und wenngleich der Held des Werkes die zunehmende Mechanisierung schmerzlich empfindet, erkennt er doch darin die Unaufhaltbarkeit der Entwicklung — ähnlich der Fabrikantin der „Wanderjahre".

„Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trockenen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen."

Bis zum Beginn der 20er Jahre hatte sich die Struktur der Wirtschaft nicht wesentlich gewandelt. Die Weber führten noch ihr Handwerkerdasein, und auch der junge Tischlermeister brauchte für sich keine unmittelbare Gefahr zu befürchten. Die Betriebe waren klein, größere Fabriken stellten damals noch eine große Seltenheit dar.

In der Weberei und der Spinnerei hatte sich der Typ eines Unternehmers herausgebildet, den man Fabrikanten nannte. Er war meistens ein tüchtiger Handwerker, der aber lediglich das übernahm, was man als kaufmännische Organisation bezeichnen könnte. Die einzelnen Weber blieben daheim in ihrer Stube und webten nach der alten, einfachen Weise. Die Gefahr der kapitalistischen Industrie deutete sich erst eben an. Die Gewerbefreiheit war eine liberale Konzession, die in mancher Hinsicht segensreich wirkte. Indessen wäre es schwierig, ihre unmittelbare Wirkung auf die Lage des Handwerkers nachzuweisen. Mancher Geselle wird ein eigenes Geschäft gegründet, mancher wird sich lieber in einem benachbarten Dorfe als in der Stadt niedergelassen haben. Es war folgerichtig, das Handwerk von der verknöcherten Zunftverfassung zu lösen und den individuellen Kräften weiteren Raum zu geben. Aber das brachte keineswegs die erhoffte Hebung des Handwerker-

[21]) Immermanns Werke, herausgegeben v. Boxberger, Berlin, VII. Buch, Kapitel 3, pag. 17—18.

standes mit sich. Viele Meister beklagten sich wie Tiecks Tischler darüber und behaupteten, man hätte die Mißbräuche der Zunft abschaffen können, ohne das ganze Gebäude einzureißen. Das müßte man als ein direktes Attentat auf den Bürgerstand betrachten. Die Zünfte hätten mit ihren mannigfachen Sitten, ihren Umzügen und Volksfesten eine gesellschaftliche und kulturelle Aufgabe erfüllt. Die neuen Gesetzgeber aber sähen im Menschen ein bloßes Vernunftwesen und eine geldverdienende Maschine. In der Tat hatte die Auflösung der Zunftverfassung einen schrankenlosen Individualismus zur Folge und trug nicht wenig zu dem schnellen Aufstieg des Kapitals bei. Der rücksichtslose Meister konnte sich auf Kosten seiner Berufsgenossen hervortun. Der Kapitalist, in den „Epigonen" durch den Onkel verkörpert, konnte seine Fabriken hemmungslos vergrößern und in alle Gebiete des Handwerks übergreifen.

In den 30er Jahren setzt sich die Wandlung des wirtschaftlichen Gefüges deutlicher durch und spiegelt sich auch in der Literatur. Der Handwerker sah die neuen Formen mit Angst und Sorge und faßte Fluchtgedanken vor der bevorstehenden Verdrängung. Er war nicht auf Kampf eingestellt und stand der neuen Situation ziemlich hilflos gegenüber. Immerhin wurde die Krise erst nach 1840 akut.

Kapitel IV.

Ueber die Zuspitzung der Lage geben uns die Handwerkstabellen und die Memoiren von Handwerkern, die sich gegenseitig bestätigen, wichtigen Aufschluß. In den „Aufzeichnungen und Briefen des Handwerksburschen Johann Eberhard Dewald", die unter dem Titel „Biedermeier auf Walze" erschienen sind und die Wanderzeit dieses Gerbers in den Jahren 1836 bis 1838 betreffen, finden wir ein aufschlußreiches Bild der Zeit. Wir erfahren, daß es in manchen Orten schon Fabriken gab, aber das Handwerk ist noch nicht in seiner Existenz unmittelbar gefährdet. Auf seiner Streife durch Deutschland sieht Johann Eberhard Dewald eine große Gerberfabrik in der Nähe des Bodensees und bemerkt, daß die Gesellen dort vom ehrbaren Zunftgebrauch nicht viel wußten oder wissen wollten. In Prag tritt er in die Pollakische Fabrik ein, die er ganz verschieden von den kleinen Meisterbetrieben findet. Es gab da unter den Gesellen keinen Zusammenhalt, eine zunftmäßige Haltung war überhaupt nicht zu spüren, und die Arbeit gefiel ihm nicht, „da jeder den langen Tag die gleiche Arbeit verrichten mußte und dabei das Ganze aus den Augen verlor"[1]).

Der Fabrikbesitzer war kein arbeitender Meister, die Aufsicht lag in den Händen von Werkmeistern. In der Herstellung von Kattun, Metallwaren und Leder hatte sich damals schon überall eine fabrikmäßige Produktion herausgebildet. In Iglau arbeitete er ebenfalls in einer kleinen, aber mit den neuesten Maschinen ausgestatteten Fabrik. In Ungarn und Italien sah man hingegen noch nichts von der neuzeitlichen Industrie. Die Gerber betrieben ihr Handwerk in der Regel noch nach dem alten Muster, obwohl auch hier die ersten Anfänge des Fabrikwesens festzustellen waren. Die Walze war noch ungefähr dasselbe wie um die Jahrhundertwende. Das Fußwandern bei Wind und Wetter war hart, die Herberge meistens schlecht, das Gesetz der Faust und des Wanderstocks allenthalben gültig. In den Städten und bei den Meistern sprach man um den Zehrpfennig vor, und überall gab es Schwierigkeiten mit der Polizei und der Torwache, und die häufigen Grenzübertritte verursachten allerlei Scherereien. Andererseits spricht der ganze Zauber der Wanderburschenzeit aus den Briefen, und seine Freuden und Leiden zeigen, wie aus dem jungen Gesellen allmählich ein Mann wird.

---

[1]) pg. 101.

Die Handwerkstabellen ergänzen und bestätigen dieses Bild. Ein Vergleich der preußischen Gewerbestatistik von 1803 und der von 1831 zeigt, daß sich in dieser Zeit an der Grundlage des Handwerks wenig geändert hatte. Die wichtigsten Handwerkszweige waren von den Umwandlungen der Gewerbeverfassung und der Entwicklung der Maschine nicht wesentlich beeinflußt. Spätere Ereignisse griffen tiefer ein, aber solange die Technik und die Verkehrsverhältnisse ungefähr gleich blieben, und das war bis 1831 ziemlich der Fall, behielt das Handwerk seinen Boden.

Eine Ausnahme bildeten die Zustände in der Weberei und Spinnerei. Hier war die kapitalistische Industrie am ehesten eingedrungen und am weitesten fortgeschritten. Im Laufe der wissenschaftlichen und technischen Entwicklung der neuen Handels- und Gewerbeformen brach am Anfang der 40er Jahre die erste Krise des modernen Wirtschaftslebens aus. Die zahlreichen zeitgenössischen Untersuchungen der Zustände in der Weberei geben ein reiches Zeugnis[2]). Die Not der Weber macht sich im Jahre 1844 in dem schlesischen Weberaufstande Luft. Diese Hausweber litten unter der Gewerbefreiheit und der Maschineneinstellung. Es bildete sich der Stand der kleinkapitalistischen Fabrikanten aus, die ihre Machtstellung gegen die Arbeiter rücksichtslos mißbrauchten. Sie zahlten die niedrigsten Löhne, beuteten die billigen Arbeitskräfte der Frauen und Kinder auf das schamloseste aus und wendeten das Trucksystem an. Diese Zustände beschäftigten die Oeffentlichkeit immer mehr und riefen eine soziale Dichtung hervor, als deren Hauptvertreter wir Ferdinand Freiligrath, Luise Anton, Ernst Dronke, Robert Prutz und Ernst Willkomm nennen. Heines Weberlied machte die Runde nicht nur in ganz Deutschland, sondern in Europa und wurde zum Kampfsignal der sozialen Dichtung. Die Weberromane dieser Epoche geben ein erschütterndes Bild und enthalten heftige Anklagen gegen die Ausbeuter. Sie malen in den grellsten Farben die gewaltige Umwandlung der gewerblichen Hausindustrie in die fabrikmäßige Großindustrie, die Verdrängung der Hand- durch die Maschinenarbeit. Aber diese Handwerker blieben nicht mehr passiv. Das Elend erfüllte sie mit Haß gegen die Maschinen als die Ursache ihrer Not. Wie die englischen Ludditen, so versuchten die Weber des schlesischen Eulengebirges im Jahre 1844 die Webermaschinen zu zerstören[3]). So erlebte das Handwerk seine erste schwere Krise und kämpfte haßerfüllt und verzweifelt gegen Maschine und Kapital. Als Folge der Enttäuschung und Verärgerung über den Mißerfolg des politischen Liberalismus und im An-

[2]) Siehe z. B. Bettina von Arnim: „Dies Buch gehört dem König", 1843, Gustav Freytag: Vermischte Aufsätze, 1848—1894 u. a.

[3]) Da die meisten diese Zeitspanne behandelnden neueren Romane wegen ihrer sozialistischen Tendenz nicht zugänglich sind, muß auf eine Besprechung im einzelnen verzichtet werden. Ich verweise auf die eingehende Darstellung dieser Zustände und der betreffenden Literatur bei Erich Kunze: Beiträge zur deutschen Literatur des Vormärz, Breslauer Dissertation 1938 (1932).

schluß an die ersten wirtschaftlichen Krisenerscheinungen trat die soziale Dichtung vorübergehend in den Vordergrund und verdrängte die politische. Stofflich geschah ein Durchbruch zum Realismus, sogar zum Naturalismus. Um 1848 gelangte aber die politische Literatur wieder zur Vorherrschaft.

Das Jahr 1848 bedeutete für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands einen Wendepunkt. Unternehmungslust und Gewinnsucht erwachten, das Wirtschaftsleben erhielt immer deutlicher kapitalistische Züge, und das Jahrzehnt 1860—1870 zeigt einen bedeutenden Aufschwung. Der Bau von Eisenbahnen gibt einen Begriff von den Fortschritten der Technik. Die internationalen Beziehungen verdichten sich, die Ausfuhr steigert sich, die großen kapitalistischen Unternehmungen erringen allmählich die gebieterische Stellung, die sie in England schon längst innehatten. In dieser Periode der politischen Ruhe bildet sich das neue industrielle Deutschland aus. Die Folgen für die einzelnen Zweige des Handwerks waren freilich nicht gleich: Hier gab es Hemmung, Rückgang und Vernichtung durch eine übermächtige Konkurrenz, dort öffneten sich neue Absatzmöglichkeiten, eine Fülle von Aufträgen strömte herein, andere Zweige blieben von der Entwicklung gänzlich unberührt. Im ganzen überwog allerdings entschieden der schädliche Einfluß.

Was berichtet nun der Roman von der Lage des Handwerkers in der Gärungszeit der Revolution? Die zeitgenössische Literatur hat wenig darüber zu sagen, sie war vor allem Instrument des gesamten Bürgertums, besonders der politisch regeren mittleren und höheren Schichten. Hier verdient aber ein Werk betrachtet zu werden, das auf eine etwas merkwürdige Art entstanden ist.

Zu Beginn des Jahres 1844 wurde der Schweizer Dichter Albertus Bitzius von einem Kirchenrat in Zwickau gebeten, für den dortigen Verlag des Vereins zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften ein Buch zu schreiben. So entstand der Roman: „Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz". Albertus Bitzius, der unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf bekannt ist, schreibt in der frommen Absicht, die Lehren des Christentums zu verbreiten und zu vertiefen. Diese didaktische Seite tritt stark in den Vordergrund. Der Schwabe Jakob ist ein Waisenkind, wird von der Großmutter erzogen und kommt zu einem kleinen, tüchtigen Handwerksmeister in die Lehre. Der Dichter betont die Vorteile, die eine solche kleine Werkstatt gegenüber dem Großbetriebe bietet. Denn die großen Betriebe „taugten wenig zum Erlernen des Handwerks, der Lehrling ist nichts als der geplagte Aufwärter aller, der Sündenbock der Werkstatt, arbeitet wenig im Handwerk, der Meister hat nicht Zeit, sich mit ihm abzugeben, Tage gingen vorüber, daß derselbe keine Wort mit ihm redet". In kleinen Werkstätten steht der Junge immer unter der Meister Auge; wenn auch nicht vielerlei, so müsse er doch im Handwerk schaffen, lerne das Werkzeug gebrauchen und dessen

Meister werden; das Vielerlei und das Künstliche müsse der Geselle auf der Wanderschaft sich zueignen[4]).

Auch diese Werkstatt trägt noch den alten häuslichen Charakter, Lehrlinge und Gesellen wohnen beim Meister, und ihr ganzes Leben spielt sich in dessen Familie ab. Jakob macht die längere, vierjährige Lehrzeit durch, denn die kurze Lehrzeit bedeutet nach den Erfahrungen des verstorbenen Großvaters „böse Wanderschaft, wenig Arbeit, viel Fechten, viele Meister, schlechten Lohn"[5]).

Wie den meisten Lehrlingen wurden auch ihm die ersten Wochen sauer. Der Körper mußte sich erst an die Arbeit gewöhnen, alle Knochen im Leibe taten ihm weh, und er hatte einen schlechten Schlaf. Aber dann ging es besser, und der Meister ersparte ihm die üblichen Plagereien von seiten der Gesellen und älteren Lehrlinge. Sein Leben wurde am Ende ganz erträglich, und beim Abschluß der Lehrzeit erhielt er seinen Lehrbrief und begab sich auf die Walze.

Gotthelf betont mit besonderer Vorliebe die Würde des Handwerks. Er vergleicht das Felleisen, das der Vater dem Sohne vererbt und die Großmutter dem Enkel übergibt, mit einer Rüstung, die der Ritter hinterlasse. Jakobs Meister erblickt in dem Handwerk so etwas wie einen alten Ritter- oder geistlichen Orden und malt das schöne Gefühl aus, „wenn man in der weiten Welt sei und doch nirgends fremd, sondern Brüder treffe an jedem Orte, welche mit Rat und Tat jedem vom Handwerk zur Seite stünden und absonderlich den Jungen und Unerfahrenen nützlich seien mit Warnung und Anweisungen"[6]).

Hier stützte sich der Meister aber, wie Gotthelf mit Bedauern bemerkt, auf die Erfahrungen seiner eigenen Wanderzeit. Inzwischen hatte sich doch manches in ungünstiger Weise verändert. An die Stelle des Gemeinschaftsgeistes war ein grenzenloser Individualismus getreten. Jakob ist darin durchaus ein Kind seiner Zeit. Er sieht nur sich allein, ist für die Belehrungen der älteren Gesellen nicht sonderlich empfänglich und vermag die Zusammengehörigkeit und die Würde der Handwerker nicht mehr recht zu erkennen. Wo die Bedingungen des Standes verloren gingen, konnte sich das Gefühl für die Würde des Handwerks nicht mehr behaupten: Auflösung der Zünfte, Einführung der Gewerbefreiheit und Aufstieg der Industrie raubten dem Handwerk den alten, kraftvollen Rückhalt und den Zusammenhang der Berufsgenossen untereinander.

Die Wanderzeit gibt dem Gesellen das erhebende Gefühl der Freiheit. Er ist weder an Zeit noch an Orte gebunden, und die Welt geht vor ihm auf. Freilich hat die Walze auch ihre Kehrseiten. In den ersten Tagen ist die körperliche Anstrengung be-

[4]) Jeremias Gotthelf: Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz, Zürich 1844, pg. 10.
[5]) pg. 10.
[6]) pg. 23.

trächtlich. Füße und Rücken schmerzen ganz gewaltig, und das Herz ist voller Wehmut. Die Welt scheint trüb und schwarz. Jakob kommt sich verlassen und elend vor, aber so erging es ja allen Handwerksburschen. Auch Anton Reiser und Brechtle Berblinger hatten sich die Walze in den schönsten Farben ausgemalt und sich voller Erwartungen darauf gefreut.

„Wenn einer vier Jahre Lehrzeit absitzt oder abhobelt in einer Werkstätte, selten zu einem freien Tag kommt, wo er sich ordentlich strecken und ergehen kann, wie er will, wie herrlich kommen ihm die Tage des Laufens und Schlenderns vor; gerade so sei auch das Wandern, denkt er, und darum freut er sich auch so darauf“[7]).

Aber die Walze ist kein Spaziergang, sondern eine harte Beschwerde, die einer zweiten Lehrzeit gleichkommt. Sie ist für den Handwerker von der größten Bedeutung, und die während dieser Zeit gesammelten Erfahrungen bilden den Grundstock seiner späteren Tätigkeit.

Unser Held verbringt seine Wanderzeit ausschließlich in der Schweiz. In Basel findet er in einer größeren Werkstatt Arbeit, hingegen muß er zum erstenmal in einem Gesellengasthause essen und wohnen. Dem Dichter sind diese beiden Tendenzen der Zeit — Vergrößerung des Betriebes und die zwangsläufig damit verbundene Trennung von Meister und Gesellen — wie vielen innerhalb und außerhalb des Handwerks zuwider. Er lobt das alte Hausvaterwesen und seine charakterbildende Kraft für Lehrling und Gesellen. Diese sind dann nicht nur eine Handwerksmaschine, aus der der Meister seinen Vorteil zieht und die er dafür beköstigt und unterbringt, sondern er erzieht sie zu ganzen Menschen.

Jakob bemerkt das stete Vordringen der Industrie. „Die Handwerke steigerten sich zu Etablissements, das Fabrikartige, wo jeder Arbeiter nichts ist als der Zahn in einem großen Rade“, breitete sich immer mehr aus[8]).

Gegenseitige Ausbeutung von Meistern und Gesellen, Gewinn- und Genußsucht und Verschwinden der Geistigkeit wurden charakteristisch. Nach der Verflüchtigung der ständischen Ordnung wurden viele Meister von dem Drange ergriffen, sich gegenseitig zu überflügeln. Die Meistersfrauen vernachlässigten die häusliche Arbeit und die Betreuung der Gesellen, um sich durch die Aneignung einer oberflächlichen Scheinbildung gesellschaftlich hinaufzuarbeiten. Die Familiengemeinschaft löste sich bedenklich auf. Unter den Gesellen herrschten Neid und Unzufriedenheit, besonders unter den Aelteren, die keine Aussicht besaßen, jemals Meister zu werden und nur arbeiteten, um sich ihr Brot zu verdienen. Gotthelf malt überhaupt ein unfreundliches Bild von dem Gesellentum. Danach setzte es sich vorwiegend zusammen aus Arbeitsunlust, Unzufriedenheit, Trinken,

[7]) pg. 21.
[8]) pg. 32.

Meckern und Schlagen. Auch unser Jakob mußte wegen einer Schlägerei weiterwandern.

In Zürich waren die Zustände ebenso schlecht. Jakob bildete sich weiter aus — „im Fluchen über Pfaffen und Aristokratie, in Unzufriedenheit mit sich selbst und mit der Welt“[9]). Sein Meister war theoretisch ein fortschrittlich Liberaler, aber ein liederlicher Arbeiter, der seine Leute vernachlässigte. Das Politisieren verdarb allmählich Handwerker und Handwerk.

Auf seiner weiteren Wanderschaft findet er viele schlechte und unausgelernte Meister. Ueberall sind Gesellenunruhen. Die alten Handwerkssitten sind verschwunden, die Gesellen sind voller Mißtrauen und Feindseligkeit gegen die Meister. Wo die alten Zünfte etwa noch bestehen, haben sie von ihrer Aktivität viel eingebüßt. Aber in Bern sind sie noch wohlhabend und verwalten ihr Vermögen im alten Geiste: Sie unterstützen alte und herabgekommene Zunftgenossen und geben Geld für die Erziehung der Kinder aus. Die Meister halten in der Mehrzahl treu zur Zunft, und sind stolz darauf, an der Verwaltung teilzuhaben. Daneben gibt es freilich überall Gesellenvereine, die versuchen, die Gesellen für die liberal-sozialistischen Ideen, die aus Frankreich nach der Schweiz drangen, zu gewinnen. Vorträge und Zeitungspropaganda stifteten allerlei Unruhe. Es war die Zeit, da Weitling in Lausanne und Genf kommunistische Ideen verbreitete und kommunistische Experimente anstellte, da deutsche Handwerksgesellen Vereine bildeten, in denen nicht nur der Gesang, sondern auch eine radikale und revolutionäre Gesinnung gepflegt wurde. Man las Feuerbach und bekannte sich zum Atheismus. Die Arbeiterführer waren zum Teil törichte oder gewissenlose junge Leute, die ihre Schlagworte vom Fortschritt, von der Verworfenheit der besitzenden und der Erniedrigung der besitzlosen Klassen daherlärmten und in der Schweiz besonders im Waadtlande Anhang fanden. In den neuen Kantonen, die ehemals Untertanenland gewesen waren, herrschte nicht selten aufsässige Gesinnung.

Gotthelf sah in der Bewegung der Handwerksgesellen nur Neid auf Bessergestellte, Arbeitsunlust, Behagen an Radau und Wohlleben und den Unverstand, der da glaubt, Reichtum mache glücklich und dennoch in den Reichen nur Tyrannen sieht. Er erkannte aber auch die Schuld der Meister, die ihre Gesellen nicht mehr wie einst als Mitglieder ihres Haushaltes betrachteten, mit ihnen arbeiteten und gemeinsam in die Kirche gingen und sie mit ihrer Erfahrung leiteten, sondern die sich meistenteils wie Fabrikanten und Kaufleute von ihnen trennten und sie nur noch als Arbeitsmaschinen ansahen. Im ganzen zog er die altertümlichen Verhältnisse, wie sie in der Schweiz teilweise noch bestanden, den neuzeitlichen vor. Er maß die Handwerker mit dem Maßstabe der

[9]) pg. 63.

Vergangenheit und verkannte dadurch vielfach den Charakter der deutschen Handwerksgesellen.

Die revolutionären Gesellen war zwar öfters neidisch, aber im allgemeinen doch nicht verlottert und arbeitsscheu, sondern gute Arbeiter, die ihr Geld zusammenhielten, um sich von Lehrern in verschiedenen Fächern ausbilden zu lassen. Es steckte in ihnen ein guter Teil Idealismus. Unter den größten Schwierigkeiten verfochten sie ihre politischen Ansichten und kämpften um eine bessere Lebensstellung. Sie wurden dauernd von der Polizei verfolgt, von einem Orte zum andern geschoben und zu Gefängnis und Zuchthaus verurteilt. In Lausanne und Genf entfalteten die kommunistischen Klubs mit ihren radikalen Lehrern, Büchern und Zeitschriften eine besonders rege Tätigkeit. Die meisten deutschen Handwerker waren hier radikal gesinnt und trugen sich mit dem Gedanken einer neuen Weltordnung. In Genf erlebte Jakob einen Ausbruch der Gesellenunruhen. Dunkle Gerüchte von Bruderunruhen in anderen Ländern verleiteten sie, nach vielen Versammlungen zur Aktion überzugehen. Bei der schlechten Organisation aber brach der Aufruhr rasch zusammen. Die beteiligten Gesellen wurden verhaftet, verfolgt und vertrieben. Jakob wurde entlassen und mußte ohne Nahrung, Geld und ordentliche Kleidung bei schlechtem Winterwetter fortziehen. Er irrte noch einige Zeit umher, dann wandte er sich von der Politik ab und der Religion zu, arbeitete gewissenhaft und kam zuletzt als tüchtiger, ausgelernter Geselle nach Hause.

Wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, sollte das Buch eine Warnung vor dem vergiftenden Einfluß der Verführer jener Zeit — wie er es auffaßte, darstellen. Zieht man die Didaktik und die einseitige Betrachtungsweise gehörig ab, so erhält man ein interessantes Bild von der damaligen Situation im Schweizer Handwerk. Wir hören von den Anfängen des Fabrikwesens, von der Ausbeutung der Arbeiter und ihrer Sklaverei, aber in der Schweiz wenigstens war das Handwerk noch nicht ernsthaft gefährdet. Diese Gesellenunruhen waren mehr politischer Natur, hauptsächlich verursacht durch die eindringenden radikalen liberalistischen Ideen, durch den Verfall der alten Zunft- und Ständeverfassung und die damit bedingte Kluft zwischen Meistern und Gesellen.

In Deutschland befand sich das Handwerk in einer ähnlichen Gärung. Seine Lage verschlechterte sich hier in dem Maße, wie die Industrie sich hob. In den größeren Städten, namentlich in Berlin, gab es viele Meister, die ihre Standeswürde noch krampfhaft aufrechtzuerhalten suchten, während sie doch schon das Dasein eines Proletariers führten. Die Lage war natürlich in den einzelnen deutschen Ländern verschieden, fast überall bestanden noch Zünfte, wenngleich ohne besondere Bedeutung. Aber die Gewerbefreiheit wandelte doch die Struktur der Wirtschaft immer offenkundiger. Hätte man die Handwerker gefragt, so wäre sie wahrscheinlich nicht eingeführt worden. Sie waren für die Erhaltung der Zünfte. So aber begannen die Gesellen sich als eine Klasse mit eigenen

Interessen abzusondern. Das lag zum großen Teil an der geringen Aussicht, Meister zu werden. Sie stießen daher zu der wachsenden Masse der Besitzlosen. Anfang 1848 fanden Kongresse von Handwerksmeistern statt, von denen sie die Gesellen ausschlossen. Zu spät versuchten sie, diesen Fehler wiedergutzumachen. Die Gesellen hatten bereits ihren eigenen Weg eingeschlagen.

Im Februar 1848 brach in Frankreich die Revolution gegen das Bürgerkönigstum Louis Philippes aus. In Deutschland fand diese Erhebung ein ganz anderes Echo als die Revolution von 1830, denn inzwischen hatte sich der nationale und liberale Gedanke zu einer Bewegung verdichtet, die sich nicht mehr auf eine unfruchtbare Opposition mit Worten beschränkte. Im Jahre 1847 führten erhöhte Preise für Brot und Kartoffeln schon zu einigen Straßenüberfällen auf Markthändler und Bäcker — den sogenannten „Kartoffelkrieg" — erzählt uns Clara Viebig in dem Roman „Das Eisen im Feuer"[10]). Etwas lag in der Luft. Auch dem einfachen Bürger wie Vater Schulze schien es wie ein drohendes Gewitter. Die Masse begann sich langsam zu bewegen. Die Untertanen murrten und riefen nach dem Stimmrecht. „Gnaden wollen wir nicht, wir wollen Rechte!" ruft der Student und sein Schrei wird von dem Handwerksgesellen wiederholt. „Man sehnte sich nach dem Frühling; aber nicht nach jenem Frühling, der an Baum und Busch neues Grün zeitigt und die Veilchen blühen läßt — ein anderer Frühling mußte kommen. Mit Brausen mußte er die alte Welt erfüllen, aufrütteln, umstürzen, eine neue Welt erstehen lassen, in der man ledig war der ärgerlichen Bevormundung und der Versprechungen landesväterlicher Huld"[11]). Man begann sich um Politik zu kümmern, besonders unter den Handwerksgesellen und Arbeitern, wie so auch der Schlosser Henze. Der Volksunwille breitete sich aus. In den unteren und gebildeten Schichten war dieselbe Unruhe. Verbotene Flugschriften aus Süddeutschland gingen überall um; man wurde in den Versammlungen immer kühner, man marschierte und trotzte dem Militär und nahm eine immer drohendere Haltung ein. Im März 1848 tobte der Sturm in Wien und Berlin los. In den Mittel- und Kleinstaaten kam es fast überall zu blutigen oder unblutigen Szenen des Aufruhrs und zum Regierungswechsel. An die Stelle des Bundestages trat im Mai als das erste deutsche Parlament die Nationalversammlung. Aber nach dem Scheitern der Einigungsbestrebungen war die ganze Bewegung zunächst aussichtslos, und das Parlament ging auseinander. Die von den Republikanern in Dresden, Frankfurt, in Baden und in der Pfalz angezettelten Aufstände wurden zum großen Teil mit preußischer Hilfe niedergeschlagen.

Im nächsten Jahre waren die Hoffnungen des vergangenen Frühlings dahin; nicht viel war übrig geblieben von den geträumten

---

[10]) Clara Viebig: „Das Eisen im Feuer", Stuttgart 1913.
[11]) pg. 43.

Freiheiten. Der vielbesprochene und viel umstrittene vereinigte Landtag war zusammengetreten, aber er fand eine veränderte Welt vor und war selbst mit verändert. Statt des Königs, der beim ersten vereinigten Landtag vom Thron des weißen Saales herab in mächtigem Redestrom den Weg hatte weisen wollen, sprach ein Minister in Vertretung.

„Auch das Volk, das jetzt den Sitzungen des nun eröffneten Landtages zuhören durfte, fehlte. Das Volk, das im vergangenen Jahre noch Heißhunger danach gehabt, hatte jetzt keine Lust mehr darauf. Es hatte Revolution gemacht, es hatte seine teueren Toten bestattet, es hatte geweint, es hatte gejubelt, nun war es all dieses müde. Es wollte Ruhe, nur Ruhe haben. Und doch hatte dieses Volk jetzt zum erstenmal selber sich seine Männer wählen dürfen; Preußen und Deutschland sollten zum erstenmal eine auf dem gleichen und allgemeinen Wahlrecht beruhende Nationalvertretung erhalten. Aber das Wählen will auch gelernt sein“[12]). So faßt Clara Viebig die unmittelbaren Folgen der Revolution zusammen.

Auf der revolutionären Seite hatte sich in seiner Mehrheit das Bürgertum befunden, das der völligen Bevormundung durch den Polizeistaat und der überlebten Privilegien des Adels denkbar überdrüssig geworden war. An der Spitze kämpften die literarisch Gebildeten, während das Kleinbürgertum der revolutionären Bewegung die Anhängerschaft stellte. Die Straßenkämpfe wurden in der Hauptsache von den Handwerksgesellen bestritten. Die Meister waren der Vergangenheit zugewandt und standen abseits. Weder die liberalen noch die demokratischen Politiker teilten ihre Interessen, die in einem Schutz gegen die zügellose Gewerbefreiheit, in der Beschneidung der Kapitalsmacht und in der Wiederherstellung der Zünfte lagen. Sie standen im Geruche der Kleinlichkeit und Verschrobenheit. In der Nationalversammlung war das Handwerk nicht vertreten.

Der Titelheld in Hermann Stehrs Roman „Nathanael Maechler“, ein Gerbergeselle, nahm in Mannheim an der Revolution teil. Wie Hermann Stehr berichtet, vernachlässigten damals die Gesellen ihr Gewerbe und marschierten lieber auf die Straße in der Hoffnung, ihre Ketten loszuwerden. Wie die Mehrzahl der Meister stand auch Maechlers Meister der Gärung teilnahmslos gegenüber, und um überhaupt arbeiten zu dürfen, mußte sich der Geselle verpflichten, dem politischen Treiben fernzubleiben. Aber er ließ sich trotzdem in die revolutionären Wirren hineinziehen und mußte nach dem Fehlschlag des Aufruhrs wie so manche andere fliehen. Er blieb noch längere Zeit in die Wirren verwickelt.

Unter den Webern der Oberlausitz, so berichtet uns Oskar Schwär in seinem Werk „Die Leineweber“,[13]) herrschte vielfach

[12]) pg. 165/66.
[13]) Oskar Schwär: Die Leineweber. Berlin 1935.

dieselbe Begeisterung für die Revolution. Die älteren und konservativeren Weber erwarteten freilich nur Unheil davon und hielten die jüngeren im Zaume, sodaß keiner aus dem Dorfe sich an dem Dresdener Aufstande beteiligte. Die Not der Weber war allerdings gewaltig. Der Roman beginnt in dem Hungerjahre 1847, und der Dichter führt uns in ein typisches Weberhäuschen ein. Geld und Arbeit sind äußerst knapp, es reicht nicht einmal zu Kaffee und Kuchen für die Kindstaufe, und ein Mittagessen mit Reis und Rindfleisch ist ein seltener Luxus. In dem Winter 1847 aber mußten sich die Weber an noch dürftigere Kost als sonst gewöhnen. „Dünne Brotsuppe, ungeschälte Kartoffeln mit Prägelsalz oder Leinöl oder magerem Quark, trockenes Brot — das war der Speisezettel Monate hindurch“[14]). Einige Weber leisteten sich noch ein wenig Landwirtschaft, die meisten aber hatten ihr Land und Vieh schon längst verkaufen müssen. Die harte Arbeit am Webstuhl, die Sorge um die Beschaffung des täglichen Brotes und andere Kümmernisse verfehlten ihre Wirkung nicht: „Bis in die halben Nächte dröhnten die Holzstuben, und doch konnten die Leute nicht soviel Brot und Kartoffeln oder gar Quark und Butter kaufen, daß sie sich hätten täglich richtig sattessen können“[15]).

Dazu kam die Weberkrankheit mit ihrem stechenden Brustschmerz, dem anhaltenden Hüsteln und einem qualvollen, langsamen Absterben. Viele Weber gingen daran zugrunde, nachdem sie schon seit der frühen Jugend im Gestänge des Wirkstuhls wie in einem Spinnetz gehangen hatten.

Manche Weberfamilien wanderten wie schon zu Goethes Zeiten nach Amerika aus und lockten durch ihre Berichte aus der neuen Welt andere nach. Diese Auswanderung der deutschen Handwerker bleibt im ganzen 19. Jahrhundert eine bemerkenswerte Erscheinung. Die Lausitzer Weberei befand sich in einer ähnlichen Krise wie die schlesische Gebirgsweberei einige Jahre zuvor.

Diese Erzählung Schwärs ist charakteristisch für die Entwicklung im Weberhandwerk des letzten Jahrhunderts. Um die Mitte dieses Zeitraumes war es noch vorwiegend eine Hausindustrie, das Weben war eine Arbeit der gesamten Familie, an der sich auch die Kinder in ihrer Freizeit beteiligen mußten. Sie bedienten das Spulrad und saßen am Treibrad. Männer und Frauen arbeiteten am Webstuhl selbst. Die Familie mußte mit einem durchschnittlichen Verdienst von sieben Talern wöchentlich auskommen. Die Weber waren von einem Mittelmann oder Fabrikanten abhängig. Sie waren beim ihm angestellt, holten von seinem Vorrat die Werfte ab und brachten ihm die fertige Ware. Einige von diesen Fabrikanten, die Schwär in seinem Roman schildert, wie Maschek und später der Held Traugott Matthes waren zuerst einfache Weber, die durch Fleiß emporgestiegen waren. Sie konnten dem Weber einen be-

[14]) pg. 13.
[15]) pg. 81.

liebigen Preis zahlen, sie konnten ihn auch feiern lassen — alles kam auf ihren Charakter an. Jeder Fabrikant hatte ein bestimmtes Tätigkeitsgebiet. Ein Wechsel des Fabrikanten war dem Weber aus technischen Gründen nicht möglich. Die größeren Fabrikanten ließen sich gewöhnlich durch Faktoren vertreten, die übrigen erledigten das Geschäft persönlich. Sie musterten die Arbeit, bezahlten die saubere Leinwand zum vereinbarten Preise und handelten von fehlerhafter Ware ab. Im allgemeinen decken sich die Verhältnisse in den „Leinewebern" mit denen, die Gerhart Hauptmann in seinem Bühnenstücke schildert. Der rücksichtslose Fabrikant konnte die Weber ausbeuten, aber er mußte sich auf der anderen Seite selbst ducken, denn er konnte schlechte Ware nur verschleudern.

Die Oberlausitzer Leinewaren hatten damals ihren früheren Ruf verloren, die englische Konkurrenz schadete ihnen auf Märkten und Messen und zwang den Webern einen erbitterten Kampf auf. Der Fabrikant Maschek klagt:

„Die Lausitzer Leinewaren sind mal gut gewest, itz sind sie liederlich! Schluderwaren! Die Engländer han uns ieberfliegelt, die warn uns mit ihren soliden Waren von allen Märkten verdrängen! Und dann? Na? Dann schließen mir Fabrikanten hier unse Betriebe, und ihr kennt je sehn, ob euch die Engländer zu wirken gahn!"[16])

Wir erfahren, daß gutes Handgarn immer seltener wurde. Sachsen baute fast nur noch für den eigenen Gebrauch Flachs an, auch die anderen Flachsgegenden, Böhmen und Schlesien, lieferten nicht mehr genug. Handgespinste waren kaum mehr zu haben. Das beste Garn stammte noch immer aus der Sebnitzer Gegend in der Lausitz: An den dortigen Berghöhen gedieh ein guter Flachs, und die Leute verstanden sich auf das Spinnen und Bleichen.

Dieser Maschek ist der Typ eines guten Fabrikanten, der an dem Geschick der Weber ehrlichen Anteil nimmt. Aber er selber mußte schließlich auch leben und mußte deshalb schlechte Waren schlecht bezahlen oder zurückweisen. Er hofft, daß die Weber diese böse Zeit überstehen und den alten Ruf zurückgewinnen würden. Für Qualitätsware findet er auf den Messen noch immer guten Absatz. Und mit der Baumwolle läßt sich jetzt auch bedeutend mehr machen als früher. Was ihn aber besonders schmerzt, ist die Tatsache, daß die Not die Weber sittlich herunterbringt. Das Wort „Proletarier" taucht auf und bezeichnet Leute, die menschenunwürdig leben: „hoffnungslus, gewissenlus, guttlus". Die Massenarmut erzeugt den Massenhaß.

Durch einen Auftrag, gute, feine Ware herzustellen, geht es der Familie Matthes etwas besser als den anderen, sie verdient zwei Taler in der Woche und kann sich Rindfleisch, Milch und Kartoffelnauke leisten, während die meisten Weber ihr Mahl aus gebettelten Kartoffelschalen, Auskehrmehl und Magermilch bestreiten mußten.

[16]) pg. 17.

Nach dem Tode des befreundeten Maschek gibt Matthes die Lohnweberei auf, webt auf eigene Rechnung und geht selbst auf den Handel. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm das nötige Kapital, das den meisten Webern fehlte und sie daher Zeit ihres Lebens in der Lohn-Sklaverei hielt. Matthes begann mit einem kleinen Familienbetrieb in seiner armseligen Hütte, er holt sich selbst das Garn, verkauft die fertige Ware, die seine Familie mit anderen Spulern und Treibern aus dem Dorfe hergestellt hat, erringt sich allmählich eine feste und wachsende Kundschaft und arbeitet sich durch unermüdlichen Fleiß empor. Die steigende Nachfrage verlangt billigste und beschleunigte Arbeit. Er verschafft sich weiteres Kapital, vergrößert den Betrieb, stellt Weber ein und wird ein Fabrikant. Er sieht ein, daß er selber eines Tages Maschinen wird benutzen müssen, weil die Handweberei eingehen wird. Noch ist es aber nicht so weit. Er bäumt sich auf gegen die Maschine und ihre verteufelte Wirtschaft, die die Menschenkraft um des Geschäftes willen verrät. Er lebt noch immer unter den Webern und kennt ihren handwerklichen Stolz, der im Liede zum Ausdruck kommt:

„In Ewigkeit sollt es mich reuen,
wenn ich kein Weber worden wär!
Kein ander Handwerk kann mich freuen
und keines andern Standes Ehr!
Ich schätze meinen Weberstuhl
Noch höher als die hohe Schul!

Die Weberei, sie ist mein Erbe,
ein Weber will ich ewig sein.
Ein Weber bin ich, bis ich sterbe,
bis ihr mich werdet scharren ein.
Wo ihr mich einst begrabet hin,
da malt mir einen Schützen hin!“[17]).

Der amerikanische Bürgerkrieg brachte den englischen und deutschen Webern viel Schaden. Die allgemeine Unsicherheit verursachte Stockungen des Baumwollhandels, vermehrte die Nachfrage nach Flachs und trieb die Preise in die Höhe. Diese Schwierigkeiten trafen vor allem die größeren, vom Auslande abhängigen Fabrikanten, aber die Krise verschlimmerte auch die allgemeine Lage der Weber. Dagegen wirkten sich die Kriege der 60er Jahre durch die vielen Militäraufträge günstig aus. Für Matthes gingen nun fünfzehn Stühle, er erweiterte sein Geschäft beständig und mußte auch Maschinengarn verweben lassen, da er nicht genug Handgarn erhielt. Es gelang ihm immer noch, unter seinen Dorfgenossen Weber anzuwerben, aber unter den jungen Leuten bestand eine Abneigung gegen das Leineweberhandwerk. Sie hielten es für ein aussterbendes Gewerbe und gingen lieber in die Fabrik, wo sie

[17]) pg. 89.

ihr Geld leichter verdienten. Die mechanischen Webstühle lösten die Handwebstühle ab, und da das handgesponnene Flachsgarn auf den mechanischen Stühlen nicht verwebt werden konnte, war der Untergang der Leineweberei besiegelt, denn die schönsten Baumwollwaren wurden weit billiger als die einfachste Leinwand. Die Leineweberei konnte ihre letzte Kundschaft nur mit den feinsten Waren zu angängigen Preisen halten. Der Siegeszug der Oberlausitzer Leineweberei bedeutete, daß die Oberlausitzer Leineweberei ihre Aufgabe erfüllt hatte.

Der deutsch-französische Krieg brachte noch einen Aufschwung für die Weberei im ganzen durch die Militärbestellungen. Es herrschte zudem ein gewisser Webermangel, weil viele Heeresdienst taten. Nach der Reichsgründung begann ein glänzender Aufstieg der Industrie. Matthes folgte dem Zuge der Zeit: Er wandelte seinen Handwerksbetrieb in eine Maschinenfabrik um und besaß am Ende einen Webereisaal mit vierzig mechanischen Stühlen, ein Kessel- und Maschinenhaus mit einer erstaunlichen Leistung. Er war zum Großindustriellen und zum internationalen Handelsmann geworden. Seine Söhne führen den Großbetrieb weiter, bis der alte Matthes mit seiner Frau vor der neuen Welt verwundert steht. „Es ging beiden seltsam, wie sie jetzt die noch stillstehenden Webmaschinen betrachteten. August hatte recht: Sie waren Wunderwerke! Wie hatten Traugott und Hanne von den frühesten Morgenstunden bis in den späten Abend hinein Füße und Hände regen müssen, um es auf zehn Ellen zu bringen! Und an einem solchen Stuhle würde eine Person in viel kürzerer Zeit das Vierfache herstellen!“[18]).

Hier stehen die zwei Webersleute den Maschinen nun doch etwas freundlicher gegenüber, und man kann im allgemeinen sagen, daß die Weber sich eher mit der neuen Industrie abfanden als die anderen Handwerker. Sie wurden zwar abhängige Fabrikarbeiter, aber es verschwand doch auch die schlimmste Not, und die Arbeit war nicht mehr so anstrengend und schädlich. Nur die alten Weber fühlten sich nie ganz heimisch in dem Lärm der modernen Weberei. „Betäubender Lärm war's, gegen den sich das Klappern und Stoßen des Handwebstuhls in hölzerner Stube wie ein schönes, altes Lied ausnahm“[19]). Die ragende Esse erschien ihnen wie ein prahlerischer Goliath.

So gibt uns der Roman Schwärs ein Bild von der Entwicklung der Weberei vom Jahre 1847 ab: Verschwinden der Hausweberei, Maschinisierung, Heraufkommen des Fabrikarbeiters, Abhängigkeit, aber bessere Existenzbedingungen und allmähliche Aussöhnung der Weber mit der neuen Zeit.

Ganz ähnlich ist die Lage in der erzgebirgischen Strumpfwirkerei. Eberhard Frowein zeigt uns in den „Quersack-

[18]) pg. 206.
[19]) pg. 206.

indianern“[20]) den Aufstieg eines armen Strumpfwirkers zum großen Fabrikherren und schildert das Leben der sächsischen Handwerker. Er unterstreicht die handwerkliche Grundlage der Textilindustrie. Das Erzgebirge, Chemnitz und besonders das Wirkerdorf Oberlungwitz geben den Schauplatz der Handlung ab. Hier stellen die „Quersackindianer“ an ihren Kulierstühlen Handschuhe und Strümpfe her und tragen sie in ihren Säcken auf der Schulter zum Fabrikanten nach Chemnitz oder Limbach. Dieser „Quersack“ ist „ein Sack, der seine Oeffnung in der Mitte hat, an der Stelle legen sie ihn auf die Schulter. Vorne und rückwärts baumelt er angefüllt herunter“[21]). Mancher Wirker arbeitet mit einem oder mit zwei Gesellen, diese drehen zuerst mit beiden Händen eine große Querstange, die die stark lärmenden Maschinen in Bewegung setzt. Dann geht es zum Wirken. Die Hausfrau hilft, indem sie die Strümpfe auf angewärmte Metallformen bringt. Die Kinder müssen die bunten Strümpfe auf der Nähmaschine zusammennähen. Bei der engen Verbindung von Mensch und Maschine scheint es, „als wenn alle die Teile der Maschine nur die Verlängerung ihrer Hände und Füße wären“[22]).

Oft mußte man bei kümmerlicher Oelbeleuchtung in der Nacht arbeiten, damit man am Freitag in „Chams“ den Wochenlohn abholen konnte. Das Dasein der Wirker ist sehr kümmerlich, die Großindustrie macht schlimme Konkurrenz, und ein Stuhl verschafft dem Wirker kaum ausreichend Kartoffeln und Quark. Er summt zum Rhythmus seines Wirkstuhles:

„Die ganze Woch ka bisle Brot
Und Suntchens ni mol Kaas!“

Der Lehrer Hertel schildert die elende Lage der erzgebirgischen Strumpfwirker folgendermaßen: „Sie können kaum leben, sie essen Kartoffeln und Quark. Schnaps ist überall, wo Elend ist. Oft genug fangen sie auch Vögel auf Leimruten, um einen Sonntagsbraten zu haben, die Quersackindianer, und Kinder bekommen sie schockweise. Was glauben sie, wie es im Winter aussieht in Thalheim, in Auerbach, in Gelenau und Thum? Die hungern wie Spatzen. Nur frieren tun sie nicht, Holz genug haben sie. Und dann wandern sie einmal in der Woche nach Chemnitz oder Limbach oder Oberlungwitz mit ihren Quersäcken zu den Faktoren und lassen sich von ihnen ausnutzen und schlecht bezahlen“[23]). Im Sommer helfen sie sich ein wenig durch Gartenwirtschaft auf, aber die Not bleibt der normale Zustand. Auch hier wandern viele aus, denn Fabrikarbeiter wollen sie nicht werden.

In Oberlungwitz und im Erzgebirge gibt es zehntausend Kulierstühle. Es gibt auch viele kleine Fabrikanten, die sich ihre Seide

---

[20]) Eberhard Frowein: Die Quersackindianer. Leipzig 1936.
[21]) pg. 108.
[22]) pg. 27.
[23]) pg. 167.

selber kaufen und dann selbst mit Frauen, Kindern und Gesellen an den eisernen Stühlen schuften. Auch sie fühlen sich von den Grossisten ausgebeutet. So klagt der Fabrikant Gerike dem Grossisten Euler:

„Was sind wir! Eure Maschinen, nix mehr! Und die Frauen müssen spulen und formen, und die Kinder nähen, und zwischendurch essen wir irgendwas alle zusammen, das hat die Frau gekocht, an demselben Feuer, wo sie eure Strümpfe formte. Nach zwei Stunden wissen wir nicht mehr, was wir gegessen haben. Das Essen war für Euch, für Eure Maschinen! Wir allesamt sind Eure Maschinen! Und wenn wir ruhen am Abend, am Sonntag — Maschinen werden auch müde, sie leiern sich aus — und wenn unsere Frauen Kinder kriegen, dann kriegen Eure Maschinen Junge. Und ich sage beim Gott von Köthendorf, das geht nicht weiter. Sie sollen keine Jungen mehr kriegen. Wir haben's satt, wir Quersackindianer und Fabrikanten. Wir wissen schon, was ihr wollt. Jeden Tag wird das Brot teurer und das Fleisch, und jedesmal zahlt ihr weniger. Wir sollen hungern lernen, und dann habt ihr uns ganz im Käfig, dann zerkloppen wir unsere Stühle und gehen im Pflug. Das sag ich, so wahr ich Arthur Gerike heiße"[24]).

Die reichen Besitzer von Maschinenfabriken und Spinnereien und die Exporteure von Strumpfwaren sitzen fast durchweg in Chemnitz, ihre Fabriken gehen Jahr für Jahr besser, immer mehr verdrängen sie die kleinen Hausweber, drücken sie zu Fabrikarbeitern hinunter oder zwingen sie zum Auswandern. Die Klassenunterschiede prägen sich aus, der Unfriede wuchert, die Sozialdemokratie gewinnt an Boden. Versammlungen finden statt, die Agitation ist am Werk.

An dem Beispiel des Wirkers Ludwig Berger erleben wir auch die Wandlung vom Strumpf-Weberhandwerk zur Textilindustrie. Er hat sich wie Matthes aus kleinsten Anfängen heraufgearbeitet und ist Besitzer von vierzig modernen Wirkstühlen geworden, die eine Borsigdampfmaschine betreibt. In seiner lärmerfüllten Fabrik arbeiten die Pagetstühle, die sich aus der Strickmaschine des William Lee von Nottingham entwickelt haben und ein Vielfaches der alten Handkulierstühle schaffen. Berger produziert so viele Strümpfe wie ganz Oberlungwitz zusammen, darunter Waren für England, Frankreich und sogar Amerika.

Die Entwicklung verläuft also hier ganz ähnlich wie in der Lausitzer Leineweberei: Niedergang der Hausindustrie — Siegeszug der modernen Maschine.

Bis zur Mitte des Jahrhunderts war im großen und ganzen nur die Weberei und Spinnerei von der Industrie vernichtet worden, nach den Revolutionsjahren aber brachte das Kapital auch andere Handwerke zum Erliegen. Hermann Stehrs „Nathanael Maechler" zeigt die beginnende Zersetzung des Gerberhandwerks. Nach seiner

[24]) pg. 115.

Flucht über das Riesengebirge läßt sich der Held als Gerbergeselle in Wilkau nieder, heiratet wie viele Gesellen die Tochter seines Meisters und gewinnt in dem Städtchen eine angesehene Stellung. Sein Meister ist der einzige Gerber in der Stadt, er hält an den alten Sitten des Standes fest, hat aber seine Gerberei durch Nachlässigkeit ziemlich verwahrlosen lassen. Einrichtung und Arbeitsweise sind völlig veraltet, denn die primitive Handwalke ist lange überholt. Man müßte von der umständlichen und kostspieligen fauligen Gärung zur Schnellgerberei übergehen, mit Knoppern und Valonia statt mit Lohe arbeiten, statt Sohlen besser Oberleder herstellen und den Betrieb den Forderungen der neuen Zeit anpassen. Der Meister sieht das ein: „Sie haben recht. Die Fabrik marschiert auf uns zu, und wir müssen uns zur Wehr setzen." Maechler wandelt den kleinen Betrieb in eine Fabrik um, er stellt zwei Gesellen ein und erfüllt so die Bedingungen, welche die neue Zeit dem Gerberhandwerk stellt: Aus dem Handwerker wird ein Geschäftsmann im Häutehandel.

Das Bild des Tilsiter Handwerks, um 1850, das uns Wilhelm Schäfer in seinem „Hauptmann von Köpenick" skizziert, zeigt ähnliche Zustände auf. Der alte Ruf ist hin und der goldene Boden mit ihm. Das Handwerk zehrt von dem Ruhme der Vergangenheit. Bei den Handwerkern dieser Stadt „in ihrem eignen Haus und Besitz, in den polierten Möbeln und im Kupfergeschirr der Küche war noch ein stattlicher Rest von dem goldenen Boden übrig geblieben, den das Handwerk einmal gehabt haben muß"[25]). Handwerker wie Schuhmacher Voigt und Mechaniker Patzig besaßen noch Felder und einen gehegten Garten vor der Stadt, aber die Arbeit dieses Schuhmachers bestand schon damals manchmal nur aus Flickarbeit, die er und sein Sohn als Lehrling zurecht klopfte und schabte und die dieser dann der Kundschaft hinbrachte. Das Schuhmacherhandwerk war tatsächlich eins von den frühesten Gewerben, die von der Massenkonkurrenz verdrängt wurden.

Die Handwerksstatistik dieser Zeit bestätigt das Bild, das wir der Literatur entnehmen können. Nach der Revolution sehen wir den langsamen, aber steten Aufstieg des bürgerlichen Unternehmens mit seinen rationalistischen und kapitalistischen Methoden. Das Jahrzehnt 1850—1860 zeigt die Entfaltung der Industrie in der Aera der politischen Reaktion. Eisenbahn und Dampfer erschienen immer mächtiger, Maschinenfabriken, Spinnereien, Zuckersiedereien und chemische Werke wuchsen empor. Das kapitalistische Wirtschaftssystem entwickelte sich. Das Handwerk sank ab. In Berlin vertraten um diese Zeit die Bäcker und Metzger die wohlhabenden Handwerker, den Schuhmachern und Schneidern ging es ziemlich schlecht.

Ein Blick auf die Tabelle[26]) zeigt uns von 1816 bis 1831 nahezu eine Stabilität, von 1843 an eine Zunahme des Handwerkerstandes

[25]) pg. 17.
[26]) Siehe Gustav Schmoller: Zur Geschichte der deutschen Kleinge-

im Verhältnis der Bevölkerung. In dieser Zeit wirkte sich die Zolleinigung günstig aus, die Ausfuhr stieg, ausländische Konkurrenz war nicht bedeutend, der Fortschritt mußte sich also in den alten Formen halten. Die entstehenden Zuckerfabriken und Baumwollspinnereien blieben noch im hausindustriellen Geleise. Die Tuchmacher und Tuchscherer waren allerdings teilweise in übler Lage, im übrigen aber war der Handwebstuhl noch fest gegründet. Aber mit dem Jahre 1843 geht die Zahl der Webstühle zurück, die gewaltige Weberkrise setzt ein. Die Lage war in den einzelnen Gewerben natürlich nicht gleich: einzelne Gewerbe gehen zurück, andere entwickeln sich parallel dem Anwachsen der Bevölkerungszahl. Unter der Konkurrenz der großen Geschäfte leiden besonders die Seifensieder, Gerber, Hutmacher, Handschuhmacher und Töpfer. Für die Zeit nach 1843 zeigen die Zahlen den deutlichen Einfluß der neuen Industrie: Rückgang des handwerklichen Bestandteiles der Wirtschaft. Jetzt nehmen auch die Schlosser, Drechsler und Glaser zahlenmäßig ab.

Die Jahre 1847—49 bringen Revolution, Mißernte, Wirtschaftsnot, Zusammenbrüche vieler Geschäfte und Entlassung zahlreicher Gesellen und damit Vermehrung der Konkurrenz. Für die vielen Handwerker reichte die Beschäftigung nicht aus. Auf dem Handwerksparlament in Frankfurt verlangten die Meister u. a. die Beschränkung der Meisterzahl an einem Orte, das Verbot des Hausierhandels, Zuweisung aller Handwerksarbeit in den Fabriken an die zünftigen Meister, Verbot der Beschäftigung von mehr als zwei Gesellen, Besteuerung der Fabriken, gleichmäßigen Lehr- und Wanderzwang und eine Geschäftsgrenze für die Fabriken. Diese Forderungen sind bezeichnend für die Versuche des Handwerks, den Aufstieg der Industrie zu hemmen. Bezeichnend auch für die mannigfache Not, deren Höhepunkt aber mit dem Jahre 1852 vorüber zu sein schien. Es gab

1849: 535 232 Meister und 407 141 Gesellen,
1852: 553 107 Meister und 447 502 Gesellen. [27]).

Aber diese Besserung war nicht von Dauer. In der Zeit der politischen Reaktion warfen sich die Kräfte auf die Wirtschaft. Von 1849 an nahm der Anteil der Handwerker an der Gesamtbevölkerung ab. Er betrug

1849	16,52 %
1852	16,05 %
1853	15,70 %
1858	15,45 %
1861	14,87 % [27]).

werbe im 19. Jahrhundert", Halle 1870 und Georg v. Viebahn: „Statistik des zollvereinten, nördlichen Deutschland, (III), Berlin 1866.

[27]) Gustav Schmoller: Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. pg. 60 ff.

Die Lage der kleinen Betriebe war auch gegen 1861 nicht günstig. Das Jahrbuch für die amtliche Statistik des preußischen Staates (1858—61) Jahrgang II, Berlin 1867, erklärt, daß der Absatz des Handwerks abnehme, die Zahl der Handwerker dagegen wachse (aber wohl nicht im Verhältnis zur gesamten Bevölkerung), daß nur Haus- und Grundbesitz dem Handwerker ein erträgliches Leben sichere, während er sich ohne diesen nicht über das Niveau des Tagelöhners erhebe, daß die kleinen Meister auf Jahrmärkten herumzögen und neben der Gewerbsarbeit auch auf Tagelohn gehen müßten. Ein deutlicher Rückgang des Handwerks, begründet in der wirtschaftlichen Umbildung. Die Lage der Hausweberei war 1858—60 etwas besser als 1840—50, aber der Untergang war nicht aufzuhalten. Auch für diese Zeit galten Gustav Freytags Worte über die Zustände am Anfang der 40er Jahre vielfach noch: „Aus den Thälern der Gebirge tönt lauter Hungerruf, die Fuhrmannswege liegen verödet, und auf den Straßen Breslaus drängt sich cigarrenrauchend, die Hände in den Taschen, massenhaft und lungernd ein wüstes, demoralisirtes Gesindel“[28]).

Die zeitgenössische erzählende Literatur hat uns bis zur Zeit des Naturalismus über die Nöte und Kämpfe des Handwerks nichts zu berichten. Eine allgemeine literarische Ermüdung trat ein. „Ein unverkennbarer Zug des Epigonentums kennzeichnet die Talente der 50er und 60er Jahre. Fast alle wenden sie wieder sich nur einzelnen Seiten der aesthetischen Produktion virtuos zu: dem Kultus der Form wie einst Platen, dem Aufsuchen interessanten Inhalts wie vormals die Schüler Scotts, der Pflege der Tendenz mit enger parteipolitischer Zuspitzung. Es fehlt der gewaltige Schwung, der das alles in eins schmiedet, es fehlt selbst die Kraft der Leidenschaft, die solche Tendenzen bei Alexis oder Herwegh über sich selbst steigerte. Gegen den Ueberschwang der Hoffnungen und Wünsche tritt überall eine Reaktion ein“[29]).

Die Literatur dieser Periode war nicht sozial. Wo sie solche Züge trug, stand sie im Dienst des höheren Bürgertumes. München war der Hauptsitz einer schöngeistig, klassizistisch orientierten Richtung, die auf der klassischen Abklärung und dem romantischen Persönlichkeitskult weiterbaute. Ihre bedeutendsten Vertreter waren Geibel, Bodenstedt, Greif und Scheffel. Die Dichter des historischen Romans oder der historischen Novelle wieAlexis, Scheffel, Dahn, Ebers, Freytag, Fontane, Riehl und C. F. Meyer greifen auf die Vergangenheit zurück, während die Heimat- und Volkstumsdichter wie Gotthelf, Auerbach, Reuter und Groth sich hauptsächlich mit dem Bauerntum beschäftigten. Diese Periode ist die Blütezeit des „Poetischen Realismus“, dessen hervorragendster sozialer Zug die Zufriedenheit mit dem Aufstieg und der Tüchtigkeit des Bürgertums ist. Die Ueberzeugung der moralischen und geistigen Ueber-

[28]) Vermischte Aufsätze, Bd. 2, pg. 324.
[29]) R. M. Meyer: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts, pg. 259.

legenheit dieser Klasse durchdringt die Werke Freytags, Spielhagens, Auerbachs und Kellers. Ihre Romane spiegeln den Stolz des wohlhabenden Mittelstandes und den Glauben an das Evangelium der Arbeit. Das Schaffen in täglicher Arbeit wird ein sittliches Ideal, der unaufhörliche Arbeitseifer ist das höchste irdische Ziel, jegliche Untätigkeit ist verurteilenswert. In diesen Werken findet der bürgerliche Liberalismus seinen künstlerischen Ausdruck. Es besteht also ein enges Verhältnis zwischen Gesellschaft und Literatur, aus dem auch die Einstellung zum Handwerk hervorgeht. Für das Bürgertum und seine Dichter war es kein wesentlicher Bestandteil einer Klasse, sondern ein interessantes Ueberbleibsel aus einer früheren Zeit, das wirtschaftlich und sozial nicht mehr bedeutend war. Die Dichter des poetischen Realismus, Gottfried Keller ausgenommen, entstammen nicht den Handwerkerkreisen und hatten daher keine Kenntnis der Probleme dieses Standes. Wo bei ihnen der Handwerker erscheint, trägt er einen dichterischen Schleier wie bei Keller, oder er ist nur der zufällige Träger einer psychologischen Handlung. So bei Otto Ludwig.

Kapitel V.

Gottfried Keller war selbst kein Handwerker, aber er stammte aus einer Handwerkerfamilie. Sein Vater war ein tüchtiger Drechslermeister. Gottfried Keller wuchs unter kleinen Leuten auf, er kennt das Leben des schweizerischen Kleinbürgertums und schildert dessen Gestalten in seinen Novellen. Er versteht es, anschauliche Originale auf die Beine zu stellen und ihre philiströsen Absonderlichkeiten mit sonnigem Humor oder derber Ironie zu zeichnen. Seldwyla, der Schauplatz einiger seiner Meisternovellen, bedeutet „einen sonnigen und wonnigen Ort . . . gelegen irgendwo in der Schweiz, die in jeder Stadt ein Türmchen dieser wunderlichen Ortschaft ragen hat". Also eine ideale Stadt, „welche nur auf dem Bergnebel bemalt ist und mit ihm weiterzieht, bald über diesen, bald über jenen Gau und vielleicht da oder dort über die Grenze des lieben Vaterlandes, über den alten Rheinstrom hinaus"[1]), ein Ort der Phantasie also, der doch sehr realistisch dargestellt ist. Die Einwohner sind Leute mit allerlei Verdrehtheiten. Es besteht da beispielsweise ein Kammmachergeschäft in dieser Stadt, in dem der Meister sehr bequem lebt, indes die Gesellen um so wackrer arbeiten müssen. Im Sommer ist der Meister zu den Gesellen höflich und vorsichtig, denn Wanderlust und schönes Wetter halten sie nicht so leicht am Ort, er gibt ihnen gutes Essen und anständigen Lohn, aber im Winter traktiert er sie mit scharfen Reden, schlechtem Lohn und eintönigem Sauerkraut. In diesem Betriebe arbeiten die drei gerechten Kammacher Jobst, der Sachse, Fridolin, der Bayer und Dietrich, der Schwabe. Alle drei fleißige, sparsame, einsame, sonderbare Kerle, spießerisch beschränkt und grundegoistisch, bei aller Sanftmut und Gerechtigkeit doch kleine Gauner, „die merkwürdigste Mischung von wahrhaft heroischer Weisheit und Ausdauer und von sanfter, schnöder Herz- und Gefühllosigkeit". Alle drei sind von der Leidenschaft besessen, sich in Seldwyla soviel Geld zu sparen, daß sie des Meisters Geschäft kaufen können, wenn es frei wird. Daher werben alle drei um die wohlhabende und törichte Jungfer Züs Bünzlin und veranstalten auf den Vorschlag des Meisters ein Wettrennen, dessen Sieger als einziger Geselle beim Meister bleiben soll. Ergötzlich, aber zugleich unerbittlich schildert der Dichter die „tugendhaften Scheusale vom Schlage dieser Kammacher, dieser drei Biedermeier von schäbiger Korrektheit"[2]).

[1]) Vorwort zu dem Novellenband: Leute von Seldwyla.
[2]) pg. 23.

In der zweiten Novelle handelt es sich um ein Schneiderlein von edelem und romantischem Aussehen, das „durch sein schwarzes Sonntagskleid, seinen weiten, dunkelgrauen Radmantel, seine polnische Pelzmütze, lange, schwarze Haare, sein Schnurrbärtchen und blasses Gesicht“[3]) hervorgerufen wird. Der Dichter schildert mit Ironie, wie der arme Schneider als polnischer Graf angesehen und entlarvt wird, aber durch unermüdlichen Fleiß zum angesehenen Modeschneider wird und das Mädchen seiner Wahl erringt.

Der Schauplatz der dritten Novelle ist das Zürich um die Mitte des Jahrhunderts mit seinem wirtschaftlich gesicherten, behaglichen Handwerkertum. „Die sieben Aufrechten“ sind alte bewährte Freunde, sämtlich Handwerksmeister, Vaterlandsfreunde, Erzpolitiker und gestrenge Haustyrannen. Sie haben den Untergang der alten Zeit miterlebt und kennen die Stürme der neuen. Sie eifern unermüdlich für das freie republikanische Vaterland und bilden in den ruhigeren Zeiten der Handlung dieser meisterlichen Novelle eine treue, gemütliche Gemeinschaft gut versorgter Handwerker. Die Erlebnisse der wackeren Kämpen bei dem Schützenfest anno 1849 bilden den Stoff der Erzählung.

In den Schweizer Städten herrschte keine Handwerkernot — zumindest spricht Gottfried Keller nicht davon. Wir erinnern uns freilich, daß Gotthelf ein anderes Bild entworfen hat. Bei Keller aber liegt der Akzent viel mehr auf dem Charakterlichen als auf dem Technischen und Sozialen, sodaß diese Typen auch die Vertreter anderer Kreise sein könnten.

Bei Wilhelm Raabe und Theodor Storm ist es ähnlich. Anton Unwirsch, der Vater des „Hungerpastors“, ist ein phantasiereicher Schuster nach dem Vorbilde Hans Sachsens, einer von den grüblerischen, originellen Käuzen, die diese „spintisierende Nation“ von Schusterhandwerkern hervorgebracht hat. Er verkörpert den Biedermann, wie ihn Gottfried Keller in der Person des Meister Hediger malte. Er liebte sein Handwerk und leistete Tüchtiges darin, aber es hatte keinen goldenen Boden für ihn, denn er blieb arm und hauste in einer dunklen Gasse. Sein dichterisches Gemüt und der Drang, seine vernachlässigte Ausbildung aufzubessern, trieben ihn zum Lesen an. Auf dem niedrigsten Schusterschemel neben der wassergefüllten Glaskugel sitzend, ließ er seiner Phantasie freien Lauf. Seine Tätigkeit verlieh ihm auch das typische Schusteraussehen: „krumme Beine, harte, schwarze Pfoten, närrische Nase und ungepflegte Haarwülste“[4]).

In Storms Handwerkernovelle „Bötjer Basch“ tritt die Tragik des Lebens mehr in den Vordergrund und die sozialen Nöte des Handwerks werden erwähnt. Auch der Böttchermeister Basch ist eine grüblerische Natur, ein tüchtiger Handwerker, der ein gut-

[3]) pg. 2.
[4]) Wilhelm Raabe: Der Hungerpastor. pg. 15.

gehendes Geschäft betreibt. Bald aber gestaltet sich sein Leben tragisch. Seine Frau stirbt bei der Geburt des zweiten Kindes, sein Sohn wird nach der Lehrlingszeit beim Vater in einer Hamburger Faßbinderei als Böttchergeselle angestellt, aber der Arbeitsmangel treibt ihn zur Auswanderung. Dem Vater geht es nun in seinem Berufe auch schlechter. Eine große neumodische Brauerei mit eigenen Böttchern richtet sich in der Stadt ein und konkurriert so erfolgreich mit der alten, kleinen Brauerei, daß diese einen großen Teil ihres Absatzes verliert und damit auch der Böttcher Basch, der für diese Brauerei arbeitete, den seinen. Nach dem Tode des alten Brauers und der Schließung der Brauerei wird sein Verdienst noch schmäler. Sein einziger Geselle muß ihn verlassen und in der großen Brauerei Anstellung suchen. Diese Schicksalsschläge machen den Meister zu einem etwas wunderlichen, verwirrten und geistesschwachen Menschen. Erst die langersehnte Rückkehr des Sohnes bringt ihm Genesung und geschäftliche Besserung, so daß der alte Meister den Rest seiner Tage glücklicher und sorgloser verleben kann. Im Gegensatz zu Keller und Raabe liegt also hier eine Gestaltung der wirtschaftlichen Problematik vor. Der kapitalistische Großbetrieb drang auch in das Braugewerbe ein. Einige Böttcher wie unser Basch fügten sich in ihr Schicksal und gingen mit ihren geringen Ersparnissen und der wenigen übrigbleibenden Arbeit einer kümmerlichen Zukunft entgegen. Andere ließen sich als abhängige Arbeiter in die Fabrik einstellen. Manche kämpften erfolglos um ihre unabhängige Existenz und sanken ins Proletariat herab, wo sie ihr Dasein mit geringfügigen Ausbesserungsarbeiten fristeten.

Die andere literarische Richtung, die das Handwerk und den Handwerker für eine psychologische Handlung benutzte, vertritt Otto Ludwig. Er war der Sohn eines thüringischen Bürgermeisters, war in seiner Jugend Lehrling im Kramladen seines Onkels und hegte sein ganzes Leben hindurch eine innige Liebe zu seiner thüringischen Heimat, die für die meisten seiner Erzählungen das Lokalkolorit abgab, darunter auch für seine größte: „Zwischen Himmel und Erde". Alle Kritiker bestätigten, was der Dichter selbst betont, daß nämlich das psychologische Moment den Kern des Werkes bildet. In einigen Briefen an seine Freunde charakterisiert der Dichter dieses psychologische Moment: „Meine Intention war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig macht und seine Hölle, d. h. seinen Himmel. Ich zeigte in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen es tausend Nuancen gibt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt"[5]). Diese Extreme sind der Frivole und der Aengstliche, die in den beiden Brüdern Fritz und Apollonius Nettenmaier verkörpert werden. Das Hauptmotiv des Buches nun ist das Verhältnis des Helden Apollonius zu seinem Bruder und dessen Frau, in dem er sich die Reinheit seiner Seele

[5]) Gesammelte Werke, herausgegeben von Paul Merker. Zitiert von Merker in der Einleitung zu der Erzählung.

zu bewahren sucht. Eine solche psychologische Handlung kann aber schwerlich in einem kleinstädtischen Milieu wurzeln, und in der Tat bildet das dem Dichter so vertraute kleinbürgerliche Leben seiner Heimatstadt, das sich besonders in der Schilderung des Dachdeckerhandwerks ausdrückt, nur den Hintergrund und den Rahmen.

Der alte Nettenmaier besitzt eine Schiefergrube und betreibt ein Schieferdeckergeschäft, in dem seine Söhne Fritz und Apollonius die Gesellen sind. Weit und breit besorgt der Betrieb das Eindecken neuer Gebäude und die Ausbesserungen alter Dächer. Mitunter stocken die Aufträge etwas, dann laufen wieder große Aufträge ein. Eine so umfangreiche Arbeit wie die Ausbesserung des Schieferdachs der Kirche St. Georgen kann die Kräfte der Gesellen auf lange hinaus beschäftigen. Zuerst findet allerdings eine Beratung der Sachverständigen statt, bei welcher der nötige Umfang der Reparatur festgestellt werden soll. Schieferdeckermeister, Ratszimmerer, -maurer und -klempner sind daran mit ihren Rivalitäten und Interessen beteiligt. Die eine Seite mit Fritz an der Spitze stimmt nur für ein paar kleinere Reparaturen, der jüngere Bruder aber hält mit Recht eine umfassendere für nötig, da seit 80 Jahren wenig an Ausbesserungen geschehen ist. Er schlägt vor, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen Stellen zu erneuern. Apollonius ist der Typus des echten Handwerkers. Er hat sich auf der Walze „das bequeme, nachlässige Wesen, das dem fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird", nicht angeeignet. Er ist tüchtig in seinem Beruf, den er mit Stolz und Freude ausübt und dem er wie sein Vater und wie jeder wahre Handwerker eher zu große Bedeutung beimißt, wenn er das Edle und Sittliche gerade seines Handwerks verherrlicht:

„Darum ist die edle Schieferdeckerkunst eine so edle Kunst, weil der Schieferdecker das sittlichste Bild ist, wie die Fürsehung den Menschen in ihren Händen hält, wenn er in seinem ehrlichen Berufe hantiert"[6]).

Apollonius bringt musterhafte Ordnung in den Betrieb, während der ältere Bruder verschlampt ist, wenig arbeitet, dafür prahlerisch auftritt und die Achtung der untergeordneten Gesellen verscherzt.

Das Reich des Schieferdeckers liegt zwischen Himmel und Erde. Hoch über dem Lärm der Straße verrichtet er seine gefährliche Arbeit. Er schlägt zuerst ein Gerüst auf das Dach auf, eine sogenannte fliegende Rüstung, indem er Rüststangen herausschiebt, sie innen am Gebälk des Dachstuhls festnagelt und die Bretter darauf befestigt. Auf diese Rüstung stellt er die Leiter und bindet sie oben fest an die Helmstange. Das ist der gefährlichste Teil seiner Arbeit, denn er muß die schwankende und wippende Leiter besteigen, ehe er sie festbinden kann. Eine leichte Verschiebung durch

[6]) pg. 131.

einen falschen Tritt stürzt ihn in den sicheren Tod. Unten halten die Zuschauer den Atem an, oben krächzen die aufgescheuchten Dohlen um sein Haupt. Es ist eine starke Nervenprobe für den Decker, aber er geht zuversichtlich an seine Arbeit, denn er weiß, daß er selbst das fliegende Gerüst fest gebaut hat. Er muß die Augen fest auf die Mitte der Sprossen richten und darf weder hinunter noch hinauf sehen, um den verderbenbringenden Schwindel zu vermeiden, der selbst das furchtloseste Auge überfällt. Nun legt er den hanfenen Ring um die Helmstange, an den Ring den Flaschenzug und befestigt an diesen den Hängestuhl, den er für sich und seinen Werkzeugkasten gebaut hat. Durch den Flaschenzug kann er den Stuhl nach Belieben bewegen. Nun beginnt die Arbeit. Tag um Tag schafft er mit Flickeisen und Klaue, hämmert die Schiefer zurecht und nagelt sie fest. Besonnenes Arbeiten ist für den Schieferdecker unerläßlich. Eine Nachlässigkeit kann später die schwersten Folgen haben. Wer eine Ausbesserungsarbeit unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen verlassen, der diese Arbeit früher verrichtete. Die liederliche Befestigung eines einzigen Dachsparrens kann für einen späteren Arbeiter, der seine Leiter an diesen hängt, den Tod bedeuten. Das Ende der Arbeit, nämlich das Losknüpfen der Leiter und das Herabsteigen, ist ebenso gefährlich wie der Anfang. Wenn dann die letzte Stange heruntergenommen ist, bleibt das Dach wieder den Vögeln überlassen.

In diesem Reich des Schieferdeckers spielen die zwei dramatischen Szenen der Erzählung. Der ältere Bruder haßt den jüngeren, tüchtigeren. Er faßt den Plan, ihn aus der Welt zu schaffen, schleicht nachts in den Geräteschuppen und schneidet unmerklich die Seile an, mit denen der Bruder seine Schaukel befestigen muß. Dieser hat in einem benachbarten Dorfe eine Ausbesserung vorzunehmen. Da verbreitet sich um Mittag das Gerücht, daß in einem nahen Dorfe ein Schieferdecker von dem Turme gestürzt sei. Da die Familie durch Beobachter von dem schändlichen Tun des älteren Sohnes Kenntnis bekommen hat, nimmt sie irrtümlicherweise an, daß der jüngere zu Tode gekommen ist. Der alte, blinde Vater läßt sich auf den Turm führen, auf dem der ältere Fritz arbeitet, und nun folgt eine erschütternde Szene. Der Vater hält Gericht über den Sohn und zwingt ihn beinahe, sich herunterzustürzen, damit er die Schande decke und als ein ehrlich Verunglückter bei der Arbeit gelte. Aber die Nachricht, daß der jüngere Apollonius nicht herabgefallen ist, löst die furchtbare Spannung. Fritz wird dadurch nicht bekehrt, er brütet einen neuen Mordplan aus und versucht diesen auf dem Dachgebälk auszuführen. Nach einem kurzen Kampf mit Apollonius aber rast er durch die Ausstiegetür hinab in den Tod. Sein Haß hat sich gegen ihn selbst gerichtet.

Der Dichter gibt uns also eine genaue Beschreibung des Dachdeckerhandwerks, aber dieses bildet nur den Hintergrund für die psychologische Handlung; es liefert gleichsam die technischen

Voraussetzungen für die seelische und figürliche Dramatik, nichts darüber hinaus.

In den heiteren Erzählungen „Die Heiteretei“ und „Aus dem Regen in die Traufe“ gibt uns Otto Ludwig Ausschnitte aus dem Volksleben, wunderliche Sitten und Gebräuche aus der Umgebung seiner Jugend. Eine ganze Galerie von Gestalten baut sich auf. Da ist das armselige, verwachsene Schneiderlein, ein dummer Prahlhans, der von seiner Mutter wie ein Junge behandelt wird und nichts sehnlicher wünscht als eine große Frau, einen großen Gesellen und einen großen Hund. Nach seinen törichten Streichen wird er aber allmählich ein reifer Mann und findet am Ende sein Glück in der Liebe eines gütigen Mädchens. Da ist weiter der große, starke Schmied, Holders Fritz, ein kraftstrotzender, aber verwahrloster Kerl, der ein wildes Leben führt, bis die Liebe zur Heiteretei aus ihm einen neuen Menschen macht. Seine wilde Neigung zum Raufen und zur auffälligen Kleidung weicht einer unverwüstlichen und ernsten Arbeitsamkeit. Da ist schließlich der riesige, gutmütige, phlegmatische Geselle aus Delitzsch — lauter lebendige Handwerker, wie sie Ludwig in seiner Jugend selbst kennen gelernt hatte.

Kapitel VI.

Die Jahrzehnte, in denen Bismarck die Geschicke des Reiches lenkte, waren mit emsiger wirtschaftlicher Arbeit erfüllt. Die Industrie baute ihre gewonnenen Positionen weiter aus, das Geschaffene konsolidierte sich. Die Montan- und Textilindustrie nahm ihr modernes Gepräge an, das Bank- und Börsenwesen entwickelte sich mit zunehmender Geschwindigkeit, große Privatvermögen bildeten sich. Aber dann machte das in so kurzer Zeit politisch und wirtschaftlich intensivierte Leben des deutschen Volkes eine Periode sprunghafter Unruhe durch. Konjunktur und Krise wechselten ab. In den Gründerjahren wurde der moderne Kapitalismus die beherrschende Form des Wirtschaftslebens. Die Industrie riß nach dem Kriege von 1870 neue Gebiete an sich, die bisher dem Handwerk gehört hatten.

Wenn man von der Großindustrie spricht, denkt man an die Massenerzeugung, an die neuen Maschinen, die zunehmende Rationalisierung, die große Zahl der in einem Betriebe Beschäftigten, an die Bildung des vierten Standes, an die Umschichtung der Bevölkerung, die Verstädterung — lauter Erscheinungen, die eine Abkehr vom Handwerk bedeuten. Wir sahen, daß diese Entwicklung zuerst die Weberei erfaßte, dann aber auch in die anderen Gewerbezweige eingriff.

Die kleinen Ziegeleien unterlagen den großen, die Glaserei ging zu den technisch vollendeteren Heizmethoden über und mußte dem teurer gewordenen Holz entsagen, die kleinen Wassermühlen machten den Dampfmühlen Platz.

So sehen wir in Gustav Leutelts „Bildern aus dem Leben der Glasarbeiter", das einzelne Momente aus dem Leben und der Arbeit dieser Gebirgsarbeiter herausgreift, wie sich die Glaserei fabrikmäßig umgewandelt hat. Die Glasdrucker, Brenner, Glasmacher und Glasschleifer sind abhängige Lohnarbeiter in den Betrieben geworden, fühlen sich schon als vierter Stand und organisieren sich dementsprechend. Im Ganzen zeigt das Werk die Schwierigkeiten und die Tragik ihres Berufes. Erblindung und Verletzung sind häufige Ereignisse durch die Rauchschwaden der Hütte und die Glut des Schmelzofens. Von der Hantierung mit den schönfarbigen Giftstoffen setzt manchmal Bleivergiftung ein, die zur Lähmung führt. Zu der für das Augenlicht verhängnisvollen Feuersglut des Schmelzofens gesellt sich ein zweites Uebel, das den Körper der Glasmacher nur zu häufig zerrüttet, nämlich der Trunk. Die große Hitze am Ofen zwingt ihnen den Bierkrug in die

Hand und oft greifen sie nach ihm auch dann, wenn es nicht not täte. So gehen viele der geschickten Arbeiter zugrunde. Die Arbeit des Einziehens der Glasperlen bringt auch große Schäden mit sich, denn sie verfärbt ihm die Haut durch ein Silbersalz, das bei der Arbeit gebraucht wird. „Alle die bunten, zerbrechlichen Glaskügelchen, die als Schmuck in Schnüren und tausend Aufmachungen in die Welt hinausgehen, werden immer mit blanker Silberfolie glänzend gemacht. Die schlägt sich aus einer Lösung nieder, einem gefährlichen Naß, das vom Einzieher in die Perlenreihen gezogen und nur zu oft in kleinen Mengen verschluckt wird. Vom Blute der Haut beständig zugeführt, dunkelt das Metall dort unter dem Einfluß des Lichtes und macht den Arbeiter negerhaft“[1]).

Rein wirtschaftlich wirkte sich die kapitalistische Industrie in diesem Zeitraum nicht so ungünstig aus. Das schlimmste Massenelend der 30er und 40er Jahre verschwand doch allmählich, die Hungersnot des Jahres 1847 kehrte nicht wieder, und die Arbeitslosigkeit tauchte erst in unserem Jahrhundert wieder auf. Aber die Kluft zwischen dem gebildeten Mittelstand und den Handwerkern vertiefte sich, und die kleinen Handwerker litten bitter durch den industriellen Anstieg. Wir haben Wilhelm Schäfers Schilderung des Handwerks, besonders der Schuhmacherei, in Tilsit um 1850 schon erwähnt. Der Held des Romans machte die Lehrjahre in der Schuhmacherwerkstatt seines Vaters durch und begab sich dann auf die Wanderschaft. Eine wiederholte Postverfälschung brachte ihn auf 12 Jahre ins Zuchthaus. Er wurde erst im Jahre 1879 entlassen. Auf seiner folgenden Arbeitssuche stellte er eine spürbare Verschlimmerung der Lage im Handwerk fest, besonders in seinem eigenen Zweige: „Ueberall war es eine klägliche Flickschusterei geworden . . . denn die Leute kauften sich ihre Stiefeln und Schuhe in den Läden, wo sie neumodischer und billiger waren, und diese Ladenschuhe kamen aus den Fabriken“[2]). In Eisenach, Prag, Wien, Potsdam, Wismar und an manchen anderen Orten im In- und Ausland, wo er arbeitete oder Arbeit suchte, fand er in seinem Gewerbe tatsächlich Fabrikbetrieb vor. Die größeren Schuhmacherwerkstätten hatten sich in Fabriken mit Maschinen verwandelt, die kleineren waren verschwunden. Der Geselle wurde Techniker, bediente fast ausschließlich die Maschine, denn es blieb wenig von der Handarbeit übrig. Tatsächlich gehörte das Schuhmacherhandwerk zu den Gewerben, die am frühesten und am weitgehendsten von der Massenproduktion verschlungen wurden.

Plump, aber knapp drückt weiter der Metzgermeister Schramm in Hermann Stehrs „Graveur“ seinem Bruder gegenüber seine Klage über die schlechte Lage in seinem Handwerk aus. „Mit dem Handwerk ist nichts mehr, trotz Innungsschwindel und Zünftelei. Blech, sage ich Dir, pures Blech! Alle gehen futsch. Warte nur ein paar

[1]) Gust. Leutelt: Werke. A. Kraft Verlag, Karlsbad u. Leipzig. pg. 312.
[2]) Wilhelm Schäfer: Der Hauptmann von Köpenick. pg. 162.

Jahre, und den dicken Kollegen geht's grade wie mir. Wer ist schuld? Bismarck der . . ., der mit seinen Grenzsperren, seinem Schweineverbot, seinem wer weiß was, macht alle Fleischer kaputt. Kaput sage ich Dir!"[3]). Und er legt die Absicht dar, die vorteilhafte Schmuggelei von Schweinen von Böhmen nach Deutschland zu ergreifen.

In den entlegeneren Dörfern hielt sich das Handwerk besser, besonders bei denjenigen Gewerben, die keinen großen Absatz oder nur Lokalabsatz hatten oder auch bei denjenigen, deren Erzeugnisse am Orte selbst hergestellt werden mußten. So ist es beispielsweise bei der Dorfschmiede, wie wir sie in Timm Krögers Erzählung „Mit dem Hammer" finden. Der junge Schmied Peter Stolten kehrt aus dem Kriege von 1870/71 nach seinem Heimatdorf in der Nordmark zurück, dieser Nordmark, deren Merkmale „das wilde schwarze Moor und die weiten Wiesen, die frische Seekühle, die der Westwind bringt, die braven trockenen Menschen, die Einsamkeit, die diese Dörfer in der Nordmark umlagert" sind. Die Stolten betreiben seit einem Jahrhundert die Schmiede, und es ist also selbstverständlich, daß der alte Vater den Hammer in die Hände des zurückgekehrten Peter legt.

Die Esse glüht, der Blasebalg seufzt beständig, denn hier gibt es genug zu tun. Mit dem Schmieden von Hufnägeln, Pflugscharen, Hufeisen, dem Beschlagen von Bauernwagen usw. hatte der Schmied ein genügendes Einkommen. Er erlebt keine Drohung von der Industrie, keinen Kampf ums Dasein mit dem Neuen, so daß der Dichter das psychologische Einzelporträt, die Charaktere seiner Gestalten gegen den heimatlichen Hintergrund herausarbeiten kann. Der Schmied ist natürlich ein kräftiger Mann, der die Kraft seiner Muskeln voll ausnutzen muß, und der eine echte Liebe zu seinem Handwerk hat. In seiner Familie ein sanfter, gütiger Mann, in der Arbeit „ein grober Schmied im Lederschurz. Wie ein Hauptgeselle der Unterirdischen, wie ein in den Feuerschlünden wohnender Dämon, ja wie der alte Donnergott selbst, so tobte und schlug und hämmerte und formte Peter vor der glühenden Esse das in Glut gebändigte Eisen. Die schweren Hämmer warf er, wie nur je ein feuerschnaubender Schmied getan. Und die nackten harten Muskeln waren der Gewalt und Vernichtung froh"[4]).

Die zeitgenössische Literatur begann nun die Notzustände als Hauptinhalt ihres Gesellschaftsbildes widerzuspiegeln. In seiner minutiösen Milieuzeichnung des Dachdeckerhandwerks griff Otto Ludwig dem Naturalismus vor. Der realistische Zug in der deutschen Erzählung, der über Goethe, Immermann, die Jungdeutschen und die soziale Literatur der 30er Jahre in den poetischen Realismus eingemündet war, entwickelte sich noch einen Schritt weiter. Der bürgerliche Realismus löste sich im Naturalismus auf, den der

[3]) Hermann Stehr: Der Graveur. pg. 3.
[4]) Timm Kröger: Mit dem Hammer. pg. 135.

englische Dichter Hilaire Belloc etwas einseitig, aber witzig und doch zutreffend als eine Literatur bezeichnet, „which simply talks about things which ought not to be talked about; and is, in effect, the most unnatural thing in the world".

Eine schon erwähnte Folge der Industrialisierung war die Verstädterung der Bevölkerung. Dieser Zug in die Großstadt tat dem Handwerk gewaltigen Abbruch. Wir können schon für diese Zeit Kolbenheyers Bemerkung verallgemeinernd anwenden, wenn er von dem Schuhmacher-Helden seines gleichnamigen Romans Wenzel Tiegel sagt, „seinen Fähigkeiten nach hätte er übrigens auch ein Schuster sein können, aber er lebte in der Großstadt. Jedermann weiß, daß Schuster, das heißt autonome Künstler, die nach eignem Geschmack und eigener Fertigkeit Schuhe vom ungeschnittenen Leder bis zur glanzgewichsten Vollendung schaffen, in der Großstadt aussterben müssen. Alle Welt geht hier in Schuhen aus den Fabriken, bequem und gediegen, aber mit dem Odium der Marke. Die Individualität geht auch hier kläglich zugrunde"[5]).

Das wirtschaftliche und politische Uebergewicht Berlins nahm nach dem französischen Kriege bedeutend zu. Um die Mitte des Jahrhunderts zählte diese Stadt 450 000 Einwohner, im Jahre 1900 dagegen schon etwa 1 889 000. Es entsprach dieser Entwicklung, daß die Zustände in Berlin um 1870 und später immer mehr ein Vorzugsstoff der Literatur wurden. Sie hatte bereits das höfische, adlige und städtisch-bürgerliche Leben behandelt. Jetzt entdeckte sie das aufkommende Proletariat und trat für die niederen, unterdrückten Schichten ein. Der Naturalismus, der den Realismus etwa 1885 verdrängte, schöpfte seinen Stoff zuerst aus dem Milieu der Großstadt und schilderte das moderne Leben mit aller Schonungslosigkeit. Der „Armeleuteroman" trat hervor, und unter diesen Armen befanden sich jetzt die Handwerker.

Zeitlich stand Max Kretzer an der Spitze der naturalistischen Bewegung. Sein „Meister Timpe" ist ein erschütterndes Gemälde der notleidenden Handwerkerschaft. Der Dichter wurde als Sohn eines Hotelleiters 1854 in Posen geboren. Die Familie verlor ihr Vermögen und zog nach Berlin, wo der junge Max mit seinem Vater in die Fabrik gehen mußte, um zum Unterhalte beizutragen. Hier erlebte er die Stoffe seiner Romane und wurde unter dem Einfluß Zolas und vor allem Dickens zum Sprecher der Elenden und Unterdrückten.

Der Schauplatz unseres Romans ist das östliche Berlin. Der Dichter führt uns in eine Drechslerfamilie ein, in der Großvater, Vater und Sohn drei Handwerkergenerationen vertreten. Der 83jährige Greis verkörpert die alte Tradition aus jener Zeit, da das Handwerk noch einen goldenen Boden hatte. Der Handwerker ehrte seinen Beruf, war stolz auf ihn und lebte zufrieden im Schutze seiner Lebensform. Der alte Gottfried Timpe ist fromm, konser-

[5]) E. G. Kolbenheyer: Wenzel Tiegel. Breslau 1927, pg. 3.

vativ, streng und patriarchalisch als Familienhaupt. In seiner ehrlichen und biederen Geistesverfassung kann sich dieser etwas beschränkte Meister den Handwerker nur vorstellen als „mit zwei oder drei Gehilfen in der Werkstatt, arbeitend gegen bare Bezahlung, im Besitz eines einzigen Geschäftsbuches, in dem die Ausgaben und Einnahmen gewissenhaft verzeichnet wurden, bescheiden und anspruchslos lebend, nur darauf bedacht, ohne jede Spekulation zu einem soliden Wohlstand zu gelangen“[6]). Der neue Wirtschaftsgeist ist ihm vollkommen fern, er vertritt die Epoche nach den Befreiungskriegen und liebt nichts so sehr wie das alte Familienhaus mit seiner gezierten Tür, „über der reliefartig das Sinnbild des Drechsler- und Kunstdrechslergewerbes prangte: ein Taster, auf dem über Kreuz Meißel und Röhre lagen; darunter eine Kugel, flankiert von zwei Schachfiguren“[7]).

Meister Johannes Timpe, der Angehörige der nächsten Generation, ist schon wesentlich anders geartet. Sein tragisches Menschen- und Handwerkerschicksal bildet den Inhalt des Buches. Auch er lebt aber noch im alten Handwerkergeist, hält die alte Zeit in Ehren, ist stolz auf seine Kunstdrechslerei, die er meisterhaft beherrscht, und begnügt sich mit dem Verdienst, den sie abwirft. Er ist ein schlichter, in der Nachbarschaft hochangesehener Mann, der wegen seiner soliden Arbeit weit bekannt ist. Für ihn besteht der Wert des Lebens in Zufriedenheit, Arbeitsfreude, Neidlosigkeit und Gottgläubigkeit — veraltete Anschauungen, versichert ihm der sozialistisch gesinnte, belesene und fortgeschrittene Altgeselle immer wieder. Die alte patriarchalische Ordnung war zwar schon verschwunden, aber Timpe hält noch eine Erinnerung an die alte Zeit aufrecht, indem er den ältesten Gesellen nötigt, einmal in der Woche abends bei ihm zu speisen. Im Gegensatz zu seinem Vater hatte sich Meister Johannes schon mit Politik beschäftigt und in der Märzrevolution von 1848 auf den Barrikaden gestanden. „Er war gleichsam das revoltierende Element, das den Bürger als vornehmste Stütze des Staates direkt hinter den Thron stellte und die Privilegien des Handwerks gewahrt wissen wollte“[8]).

Timpes Betrieb hatte bis zu den 70er Jahren, wo der Roman einsetzt, trotz der Armut des östlichen Berlin geblüht. Er beschäftigte in einer kleinen Werkstatt acht Gesellen und hatte den industriellen Aufschwung zunächst nur günstig in Form von größeren Aufträgen gespürt. Seine gute Arbeit wurde überall geschätzt, seine Horn- und Elfenbeinkrücken waren in der Umgebung berühmt, und er verfertigte diese Modelle voll Stolz selber. Auf diese künstlerische Seite seines Handwerks war er besonders stolz. Aber der vorwärtsdrängende Geist der neuen Zeit hat ihn doch auch ergriffen. Er

---

[6]) pg. 21.
[7]) pg. 11.
[8]) pg. 21/22.

will Handwerker bleiben, ohne altmodisch zu werden, deshalb trägt er sich mit dem Gedanken, seinen Betrieb in eine kleine Fabrik zu verwandeln und das Geschäft etwas kaufmännisch zu betreiben. Der Sohn sollte sein Kompagnon werden und mit dem Handel in Verbindung treten. Denn allmählich wurde die Lage schwieriger, und sein Sohn sollte nicht ganz und gar seinem Beispiele folgen. Er kommt daher auf den Wunsch des Vaters in das Kontor der Firma Ferdinand Friedrich Urban. Darin liegt ein großer Bruch der Tradition, und der Altgeselle bemerkt dazu nicht ganz mit Unrecht, daß die Handwerker selbst ein wenig Schuld an ihrer schweren Lage trügen. „Sie sollten ihre Söhne nicht Kaufleute werden lassen, die nur noch spekulieren und nicht arbeiten wollen“[9]). Dieser Altgeselle namens Thomas Bayer ist ein rechter, tüchtiger Handwerker, politisch sehr bewandert, wie viele seiner Genossen überzeugter Sozialdemokrat. Er hat sein Los mit dem des Proletariats verbunden und glaubt, daß die Arbeiter ihre Sache im Kampfe gegen die Kapitalisten verteidigen müßten. Nach seiner Ansicht wird die Ueberproduktion die Menschen zu Grunde richten. „Die großen Fabriken fressen das Handwerk auf, und zuletzt bleibt weiter nichts übrig als Arbeiter und Fabrikanten, zweibeinige Menschen und Dampfkessel. Wie soll das enden?“[10]). Die Handwerker müßten sich mit dem Arbeiter verbinden, die Sozialdemokratie ist für ihn der neue Heiland.

Dieser Sohn Franz ist ein leichtlebiger Streber, der sich seiner Eltern bald schämt und das Handwerk des Vaters verachtet. Er verkörpert die junge, handwerksfeindliche Generation der Gründerjahre, „die nur darnach trachtete, auf leichte Art Geld zu erwerben und die Gewohnheiten des schlichten Bürgertums dem Moloch des Genusses zu opfern“[11]). Er verkörpert in sich „die große Lüge und stellt den Schein über das Sein“[12]). In düsteren Farben malt der Dichter seine Schwächen, „die sich im Hang zu allerlei Unarten, zum Verleugnen der Wahrheitsliebe, zur Ränkesüchtelei und zur Trägheit ausprägten. An Bildung und Wissen seinen Eltern weit überlegen, inmitten der Welt groß geworden, gewöhnt mit gleichaltrigen Genossen in Berührung zu kommen, deren Eltern eine andere Lebensstellung einnahmen, von dem brennenden Ehrgeiz beseelt, in eine andere Sphäre der Gesellschaft hineinzukommen — hatte er sich mit der Zeit Neigungen zugewendet, die ihm unzertrennbar von den Gewohnheiten eines jungen Mannes seiner Bildung und seiner Zukunft schienen“[13]). Befehlen, herrschen, Fabrikbesitzer spielen war sein Ziel, und er widmet sich mit ganzer Seele dem Kaufmannsstande, dem die Welt zu gehören scheint.

---

[9]) pg. 22.
[10]) pg. 31.
[11]) pg. 22.
[12]) pg. 22.
[13]) pg. 17.

Der Kaufmann Urban, bei dem Meister Timpe's Sohn angestellt ist, war zuerst ein Mittelmann, der den Handwerkern die Ware abkaufte, um sie dann an die Läden zu verkaufen. Später fabrizierte er selbst. Die Gesellen wußten, daß dieser Schritt viele kleine Meister treffen mußte, aber sie ahnten nicht, daß ihr Meister darunter sein würde. Sie glaubten noch, daß man die industrielle Konkurrenz aufhalten müsse, indem man die Fabrik und Maschinen zerstörte, und sie besprachen sogar einen Plan, Urban durch einen Spuk von seinem Entschluß abzuschrecken. Langsam steigt die Fabrik Urbans mit ihrem Riesenschornstein dicht an Timpes Haus und Werkstatt auf. Der Meister zeigt an dem Bau einen besonderen Anteil, er ahnt dunkel, daß seine ganze Zukunft von dieser Fabrik abhänge. „Oefters befiel ihn eine große, ihn untätig hin und her treibende Unruhe“[14]). Dieser rücksichtslose, gewinnsüchtige Urban beabsichtigt, großartige moderne Anlagen zu schaffen, durch Dampf billig zu liefern, die Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. „Einer macht den anderen tot, sagt er, wer am längsten aushalten kann, der bleibt Sieger“[14]). Man braucht viel Kapital und muß immer erweitern, sonst verschlingt einen „das große Tier Nimmersatt, das man Konkurrenz nennt“. Er konzentriert verschiedene Gewerbezweige. Er greift in das Drechslerhandwerk ein, indem er in die Knopf- und Stockfabrikation die Elfenbeinbranche und die grobe Holzdrechslerei hineinbeziehen will. Hinter seiner Höflichkeit verbirgt sich die nackte Sucht nach geschäftlichen Vorteilen. Der Geldwahn verbindet sich mit dem Gesellschaftswahn. Er scheut vor keinem Mittel zurück, um sich rücksichtslos vorwärts zu bringen. Selbst der Diebstahl ist ihm recht. Seine Losung ist, man müsse die Leute nur ausnutzen und vor allem Profit machen.

Timpe wird von Anfang an sein Feind; durch seine Weigerung sein Grundstück zu verkaufen, fordert er Urban heraus. Urban droht und stellt als erste Gegenmaßnahme den Fabrikbau dicht an die Grenzmauer und nimmt der Werkstatt des Meisters dadurch das Licht. Im Sommer 1874 stehen die Fabrikgebäude fertig da. Timpe betrachtet sie mit ohnmächtiger Feindseligkeit. Er befürchtet, daß der große Schornstein bei stürmischem Wetter einstürzen und sein Häuschen zerschmettern könnte. Dieser Gedanke nimmt ihm seine Ruhe, überhaupt ist die alte frohe Stimmung mit dem Erscheinen der Fabrik verschwunden. Der schwarze Qualm legte sich auf die Dächer nieder, der Lärm der Maschinen übertönte das Schnurren der Drehbänke, Arbeiterscharen belebten die nächsten Straßen, „das Portal des Etablissements ragte wie ein Wahrzeichen industriellen Sieges“[15]).

Bald setzt die Konkurrenz ein. In der Handwerkerkneipe erfährt Timpe den ersten Schlag Urbans, nämlich die Herstellung einiger Spezialmodelle. Urban stellt die Viktoriakrücken als Griffe

[14]) pg. 44.
[15]) pg. 136.

für Damenschirme und die Jonvillebüchsen als Necessairegegenstände um 25 % billiger her, da er sie mit seinen Dampfmaschinen viel schneller produzieren kann. Diese Werkstücke Timpes hatten früher guten Absatz gefunden, aber in den letzten Jahren hatte er sich durch vermehrte Konkurrenz schon vermindert, und jetzt drohte Urban seine Kunden wegzulocken. „Aus der einstmaligen Kunst war schon ein allgemeiner Broterwerb geworden, und der Stückpreis von früher hatte sich in einen Dutzendpreis verwandelt. Unklar schwebt ihm (Timpe) die drohende Faust der Zukunft vor, das instinktive Gefühl einer unabwendbaren, über Nacht hereinbrechenden Gefahr, das ihn an jenem Tage zum erstenmal überkommen war, als er von Urbans Plänen erfuhr“[16]).

Den Berufssorgen gesellen sich die Familiensorgen hinzu. Der Sohn gerät auf schlechte Wege, entfremdet sich den Eltern immer mehr und geht schließlich vollständig ins feindliche Lager über. Sein neuer Chef Urban nimmt ihn in sein Haus auf, er wird durch und durch Zahlenmensch und denkt nur an Urbans Interessen, die zugleich seine eigenen sind. Vater Timpe erkennt immer schmerzlicher, daß sein Sohn im Bunde mit dem verhaßten Konkurrenten an seiner eigenen Vernichtung mitarbeitet. Es dämmert ihm sogar die furchtbare Möglichkeit auf, daß sein Sohn ihm einige Modelle für Urban gestohlen hat. Aber in seinem Hasse ahnt er doch die Unabwendbarkeit des Schicksals. Die wirtschaftliche Not erfaßte alle Handwerker, und jeder suchte nach einer Lösung. Einige sahen die Rettung in einer verstärkten politischen Tätigkeit des Handwerks, in einer organisierten Abwehr der Schundkonkurrenz und in der Erziehung des Publikums zur Wertschätzung solider Arbeit. Andere schoben die ganze Schuld der Gewerbefreiheit zu. Sie hatte die freie Konkurrenz ermöglicht und die kleinen Handwerker ruiniert, die nicht das nötige Kapital besaßen, um groß einzukaufen, die neue Technik zu benutzen und billig herzustellen. Timpe selbst sah in den großen Fabriken den Ruin des Handwerks. Da verrichten die Arbeiter nur einen kleinen Teil einer Gesamtarbeit, und die Lehrlinge lernen nur einen Griff. Die Maschine hat die Handarbeit überflüssig gemacht, sie verrichtet unter der Aufsicht einiger eigentlich ungelernter Arbeiter das, was früher 100 Handwerker leisteten. Durch die Zerstörung ihres kleinen Betriebes sind die Handwerker gezwungen, als Tagelöhner in die Fabrik zu gehen. Sie vergrößerten die Armee des Proletariats, das nur zwei Dinge kennt, den Kampf ums Dasein und den Haß gegen die Reichen. Timpe malt sich eine düstere Zukunft aus, in der es keine Handwerker, sondern nur Fabrikarbeiter geben wird. Das Unheil der Industrie liegt darin, daß sie neben ein paar Reichen eine riesige Zahl von Armen schafft, ein Zustand, der Timpe und seinen Handwerksgenossen schrecklich erscheint. In ihrem resignierten Pessimismus wissen sie freilich nicht, wie sie die Lage ändern könnten. „Es wird für uns Handwerker

[16]) pg. 150.

nicht anders werden auf Erden", bemerkt einer, „als bis eine neue Sintflut kommt und die Fabriken und Schornsteine verschlingt"[17]). Die Rückkehr zu den vergangenen Zuständen ist für sie die einzige Möglichkeit einer Lösung, sie nähren die dumpfe und unklare Hoffnung auf irgendeine Schicksalswendung. Ein paar von den Tätigsten wie Bayer haben sich der Sozialdemokratie verschrieben und erwarten von ihr das Heil. Die meisten bleiben aber kaiser- und staatstreu. Bayer behauptet gemäß der sozialdemokratischen Lehre, die moderne Gesellschaft mit ihrem Produktionsschwindel habe den Handwerker auf dem Gewissen. Man müßte sich gegen die Vernichtung aufbäumen und das alte Recht zurückerobern.

Urbans Fabrikationsweise begann ihren Siegeszug. Mit allen Mitteln schlug er die Konkurrenz der Kleinen tot. Durch seine billigere Herstellung errang er sich das Monopol für verschiedene Bedarfsartikel. In seinem rastlosen Streben überraschte er das Publikum ständig mit Neuheiten und reizte die Kauflust. In seiner Fabrik vereinigte er Stock- und Schirmfabrikation, Elfenbein- und feinere Holzwarenherstellung. Jetzt setzte der allgemeine Kampf des Jahrhunderts gegen die Handwerker ein. Jetzt verdrängten die Fabriken die Meister aus ihren Werkstätten, in denen sie schon zuvor kümmerlich genug ihr Leben gefristet hatten. Niemand fühlte die gewaltige Industriekonkurrenz härter als diese kleinen „Fabrikanten", wie sie sich selbst öfters nannten. Das Publikum begünstigte die Massenproduktion, es zog die schlechten und billigen Waren den guten und preiswerten vor. „Das war das betrübendste Zeichen der Zeit: Menschen und Waren sanken im Werte. Der redlichste Arbeiter wurde durch die Sorge ums Dasein gezwungen, zum Betrüger am Publikum und an seinem Nächsten zu werden"[18]). Die Profitgier beherrschte das Leben. „Es war der große soziale Kampf des Jahrhunderts, in dem immer dasselbe Feldgeschrei ertönte: Stirb Du, damit ich lebe! Und die beiden Riesenarmeen, die sich Tag für Tag schlagfertig gegenüberstanden, nannten sich Ausbeuter und Ausgebeutete. Das Kapital war das Pulver, und wer es am meisten besaß, der trug den Sieg davon. Die Heerführer dieser Armeen aber hießen Hand und Maschine. Die Kraft des Dampfes führte den Vernichtungskampf gegen die Kraft des Menschen. Und in diesen fürchterlichen Strudel, der rücksichtslos gegen die Gesetze der Weltmoral sein Zerstörungswerk an den Stützen der Gesellschaft beging, wurde auch Meister Timpe immer mehr und mehr hineingezogen"[19]).

Bald mußte er drei Gesellen wegen Arbeitsmangel entlassen. Mit geballter Faust verwünschte er die Fabrik seines Feindes. „Das Getöse der Dampfmaschine kam ihm dann wie das dumpfe Aechzen hundert zu Tode getroffener Männer vor, und das leise Zittern des

[17]) pg. 157.
[18]) pg. 166.
[19]) pg. 166/67.

Erdbodens wie das Nahen einer verderbenbringenden Gewalt, die dereinst das ganze Haus verschlingen würde. Die Fabrikpfeife, deren langgedehnter Ton gellend zu ihm hinüber kam, machte ihn zusammenschrecken"[20]). Durch seine billigere Lieferung lockte ihm Urban einen Kunden nach dem anderen weg. Mit dem Mute der Verzweiflung versuchte Timpe, den Kampf aufzunehmen, denn es war ihm unmöglich, als Tagelöhner in eine Fabrik zu gehen. Er lieferte seinen übrigen Kunden zu demselben Preise wie sein Feind. Das bedeutete, daß er nur arbeiten ließ, um die letzten Gesellen zu beschäftigen. Der Verdienst fiel damit weg. Bald mußte er sein kleines Kapital angreifen. Die alte solide Arbeit verschlechterte sich durch diesen Kampf, und mehrmals schickten die Kunden die Ware mit einer Beschwerde zurück. Als Antwort drückte Urban die Preise noch weiter, und Timpe folgte, da er sich entschlossen hatte, den Kampf bis aufs Messer zu führen. Der treue Altgeselle war schon längst zur Sozialdemokratie übergegangen, der Meister aber blieb konservativ und kaisertreu. Wenn er zugrunde gehen mußte, so wollte er es mit Ehren tun, in der Ueberzeugung, daß es einer Notwendigkeit der Weltordnung entsprach, die mit einem Regierungswechsel nicht zu ändern war. Nach Neujahr ging es noch schneller bergab; der Meister mußte die wenigen Gesellen aus der eigenen Tasche bezahlen und im Sommer noch einen entlassen. Die längere Ueberproduktion hatte ein Nachlassen des Absatzes und damit eine Krise für viele Fabriken und Werkstätten hervorgerufen. Urban aber vergrößerte sein Geschäft noch, indem er eine Knopffabrik eröffnete, die Nüsse in Massenlieferungen bezog und die Steinnußknöpfe sehr billig auf den Markt brachte.

Der Bau der dicht an seiner Wohnung vorbeiführenden Straßenbahn war für Timpe ein Symbol der neuen Zeit und verstärkte das Gefühl der Erdrückung. Sein Häuschen und seine Werkstatt erschienen ihm immer kleiner und ruinenhafter. Ueberdies entdeckte er, daß man ihm einige seiner wertvollsten Modelle gestohlen hatte. Der Verdacht fiel auf seinen Sohn und wurde zur Gewißheit, als der Großvater ihn bei einem weiteren nächtlichen Diebstahl überraschte. Timpe wurde ein gebrochener Mann. Ein bitterer Menschenhaß packte ihn. Er hatte sein Leben lang als treuer Bürger dem Staate gedient, der ihn aber jetzt nicht vor dem Verderben schützte. Im folgenden Sommer waren nur noch zwei Gesellen in seiner Werkstatt. Urban, der jetzt Waren nach den gestohlenen Modellen herstellte, verstärkte die Konkurrenz noch weiter, und der vollkommene Untergang wurde immer drohender. Timpe wurde vollkommen gleichgültig gegen die Tagesereignisse und verspann sich in ein selbsttäuschendes Traumleben. Schließlich blieb von den 8 Gesellen nur der Altgeselle übrig. Zum letzten Male raffte sich Timpe auf und suchte von Händlern und größeren Fabrikanten Aufträge zu erlangen; umsonst, denn er besaß kein Kapital mehr, um

[20]) pg. 167.

die Rohstoffe einzukaufen und den Händlern den gewöhnlichen Kredit zu gewähren. Vor Schundarbeit bewahrte ihn sein alter Handwerkerstolz. Seine Verzweiflung wurde vollständig, er fand auf der Welt keinen Platz mehr. Noch ein Jahr lang kämpfte Timpe. Seine Ersparnisse waren längst aufgezehrt, und er vermochte kaum noch die Hypothekenzinsen aufzubringen. Er hatte nur noch etwas Holzarbeit für eine Möbelfabrik. „Wie ein gewöhnlicher Tagelöhner stand er an einer der verlassenen Drehbänke in der Werkstatt und drehte Stuhlbeine für Luxusstühle, Säulen und Knöpfe aller Art“[21]). Er ergab sich dem Schnaps, um seine Lage zu vergessen. Der Tod seines Vaters und bald nachher auch der seiner Frau erschütterten ihn tief. Er führte von jetzt an das Leben eines Einsiedlers und scheute jede Berührung mit der Außenwelt. „Es war die völlige Gleichgültigkeit, in die er sich mit der Liebe zur Flasche und zur völligen Einsamkeit teilte“[22]). In der Nachbarschaft kam er bald in den Ruf eines verrückten Sonderlings. Er drechselte nur noch so viele Stuhlbeine für die Fabrik, daß er existieren und wenigstens die Zinsen erübrigen konnte. Zu allem Unglück kündigte man ihm nun auch noch die Hypothek. Um das Geld aufzubringen, verkaufte er drei Drehbänke, nahm eine neue Hypothek auf und geriet damit vollständig in die Fänge Urbans, denn das Geld stammte von ihm und wurde Meister Timpe nicht lange darnach wiederum gekündigt. „Die Mitleidlosigkeit grinste ihn nun in tausendfacher Gestalt an. Ekel vor der Welt überkam ihn, und zum zweiten Male in seinem Leben tauchte ein unheilvoller Dämon vor ihm auf, zerrte an ihm und ließ in nicht mehr los. Er trug diesmal nicht die sanften Züge Thomas Bayers, sondern ein abschreckend häßliches Antlitz. Es war der Haß gegen die bestehende Ordnung der Welt“[23]). So weit war der tüchtige Meister gesunken. Er fühlte sich brüderlich verbunden mit streikenden Arbeitern der Urbanschen Fabrik. Ihm stand doch dasselbe Schicksal bevor: „Gleich ihnen mit der Blechzange in der Hand des Morgens nach irgend einer Fabrik zu gehen, um als lebende Maschine in der Legion der Enterbten sein Tagewerk zu verrichten“[24]). Schließlich nahm er auf Drängen des Altgesellen an einer sozialdemokratischen Versammlung streikender Drechsler und Knopflocharbeiter teil. Der Redner schilderte den Untergang des früher blühenden Drechslergewerbes durch die großindustrielle Konkurrenz. Für den Handwerker, der aus der Werkstatt in die Fabrik gedrängt worden war, war die Lage dort ebenso schlimm. Der Gesellenlohn war kaum genügend, um die Unverheirateten zu ernähren. Verheiratete Männer konnten ihre Familie nur erhalten, wenn Frauen und Kinder in der Fabrik mitarbeiteten. Nun drohte man mit Lohnherabsetzung, und dagegen müßte man sich mit aller Macht wehren. Meister Timpe spürte jetzt

[21]) pg. 256.
[22]) pg. 286.
[23]) pg. 289.
[24]) pg. 294.

den unwiderstehlichen Drang, endlich einmal seiner Verzweiflung und Bitterkeit freien Lauf zu lassen. Er schilderte der Versammlung unter teilnehmendem Beifall den Untergang seines Gewerbes und seine jetzige Not. Die Maschine und die Fabrik, die Schwindelkonkurrenz und die Massenproduktion seien an allem schuld. Und er schließt in elementarer Wut mit der Aufforderung, die schon sein Großvater ausgesprochen hatte: „Die Schornsteine müssen gestürzt werden, denn sie verpesten die Luft . . . Schleift die Fabriken . . . Zerbrecht die Maschinen!!“[25]).

Ohnmächtig sinkt er nieder und bleibt drei Tage im Fieber liegen. Nach seiner Genesung muß er zur Polizei und wird wegen Aufreizung zum Klassenhaß angeklagt. Das ist die letzte Schmach für den in seinem Wesen doch noch königstreuen und der sozialdemokratischen Lehre fremden Meister. Die Hypothek wird fällig, aber sein Kampfeswille ist gebrochen. Er verbarrikadiert sich in seinem Hause und nimmt sich das Leben zur selben Zeit, als die Stadtbahn „ihren Siegeszug durch das Steinmeer von Berlin hält“[26]). So wird am Ende der Untergang der alten Zeit und der Aufstieg der Neuzeit symbolisiert. Das Handwerk geht unter, Kapital und Industrie tragen den Sieg davon.

So gibt uns also der Roman eine persönliche Geschichte und ein soziales Bild der Jahrzehnte nach dem Deutsch-französischen Kriege. Wir erleben den geschäftlichen, körperlichen und seelischen Zusammenbruch des Drechsler- und Kunstdrechslermeisters Johannes Timpe in seinem heroisch tragischen und von Anfang an aussichtslosen Kampfe gegen den Kapitalisten Urban. Er war 30 Jahre lang selbständig gewesen, er hatte ein gutes Gesellen- und Meisterstück abgelegt und war immer ein fleißiger und guter Arbeiter, bis er „durch einen hergelaufenen Hausierer an den Bettelstab gebracht wurde“[27]).

Großvater und Vater vertreten den alten Geist, der Sohn und Urban den neuen. Diese beiden sind die Gefangenen der Großstadt mit ihren vielen Gefahren für die Seele der Menschen. In der steinernen Wüste verflacht das Gemüt, der unaufhörliche schnelle Wechsel der Eindrücke pumpt die Erlebnisorgane aus, das billige Vergnügen vermindert die sittliche Widerstandskraft, Hast und Lärm schädigen die Nerven, Rauch und Staub die übrige Gesundheit. Die Gewinnsucht zerstört den Idealismus der Arbeit. Der Arbeitsvorgang wird entpersönlicht, versachlicht, entseelt. Die 100 Angestellten einer Fabrik wirken wie die Glieder eines leblosen Mechanismus. Die immer weitergehende Arbeitsteilung zerstört die alte Harmonie von Mensch und Werk. Die meisten Handwerker sinken in das Proletariat hinab, aber es fehlte ihnen oft die Fähig-

[25]) pg. 315.
[26]) pg. 346.
[27]) pg. 313.

keit, unter den neuen Tätigkeitsbedingungen in der Fabrik zu arbeiten.

Ein ähnliches Thema wie Meister Timpe behandelt Ernst von Wildenbruch in seinem Werke „Meister Balzer", für den der Freund des Dichters, der Uhrmacher Adolph Balzer aus Frankfurt a. O. das lebende Vorbild gegeben hat. Meister Balzer ist ein alter echter Handwerksmeister, seine Uhren haben alle eine eigene Seele und eine eigene Sprache, er lebt für sie und strebt wenig nach geldlichem Gewinn. Aber er unterliegt denselben feindlichen Kräften wie Meister Timpe. Eine neue große Uhrenfabrik schlägt ihn aus dem Felde, aber der alte Berufsstolz hält ihn ab, als Lohnarbeiter in diese Fabrik zu gehen. Dieses Werk enthält eine bedeutsame Aehnlichkeit mit dem Romane Max Kretzers, ja, er wirkt beinahe wie dessen Kopie, nur ist der Ausgang bei Wildenbruch versöhnlicher. Meister Balzer findet sich mit seinem Lose ab und lebt glücklich mit Tochter und Schwiegersohn zusammen.

Zur naturalistischen Gruppe ist auch Ernst Ecksteins Werk „Familie Hartwig" zu rechnen, in dem er die Ruinierung eines Handwerkers durch die Großindustrie schildert, weiter Wolfgang Kirchbach, der in seinem Romane „Auf der Walze" (1892) Bilder aus dem Landstraßenleben wandernder Handwerksgesellen und Vagabunden zeichnet.

Als Abschluß der naturalistischen Epoche möge Karl Schefflers Werk „Der junge Tobias" dienen, der einer eingehenderen Betrachtung wert ist. Der Dichter schildert die Veränderungen, die nach dem französischen Kriege in dem Heimatdorfe desselben vor sich gehen. Vorher war es ländlich, jetzt ist es ein großstädtischer Vorort:

„Die Straßen und Häuser, Gärten und Plätze, die Menschen in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihren Erscheinungen und Ueberzeugungen: alles hat sich von Grund auf gewandelt"[28]). Die Bevölkerung bestand früher aus einflußreichen Bauern, Handwerkern und Feldarbeitern, die eine geschlossene Gemeinschaft bildeten. Nach dem Kriege aber drang das großstädtische Element ein. Man errichtete Fabriken, die alle Begleiterscheinungen mit sich brachten: Armut, Schmutz und Häßlichkeit. Der Geist der Spekulation erwachte unter den früheren Dorfbewohnern. Eine Geringschätzung der redlichen, kleinbürgerlichen und bäuerlichen Arbeit griff um sich, und die Manieren reichgewordener Emporkömmlinge machten sich breit. Die Kleinbürger strebten der besitzenden Klasse zu, die Halbbildung zog ein, Trunksucht, Faulheit, Krankheit, schneller Vermögensverfall und Niedergang des Familienlebens wurden die Merkmale der neuen Ordnung. Die alte Sicherheit im Handwerk wurde erschüttert. „Die Meister hielten nicht mehr darauf, ihre Söhne selbst in die Lehre zu nehmen, weil die eigene Existenz unsicher wurde, weil es sich nicht mehr lohnte, das Geschäft zu ver-

[28]) pg. 7.

erben“[29]). Die Konkurrenz wurde scharf. Wo bisher zwei oder drei Handwerker ein bequemes Auskommen gefunden hatten, erschienen jetzt drei oder vier neue Konkurrenten, die von der Bautätigkeit angelockt wurden. Das neue Geschäftstempo war den alten Handwerksmeistern zu schnell, und die Mittel, mit denen man neue Erwerbsmöglichkeiten suchte und ausnutzte, schienen ihnen ziemlich bedenklich. Bei dem schnellen Steigen der Bodenpreise verkauften viele Meister ihr kleines Grundstück, lebten von den Zinsen und vernachlässigten ihr Gewerbe. Sie schickten ihre Söhne in die Stadt, um sie die Beamten- oder Schreiberlaufbahn ergreifen zu lassen. Viele machten es wie Franz Timpe: sie eigneten sich eine Halbbildung an und stellten eine anspruchsvolle, aber unsicher dastehende Kleinbourgeoisie dar.

So wie dieses Dorf veränderte sich das ganze Land; das Volk geriet in Unruhe, die Masse drängte ungeduldig nach oben. Neue Möglichkeiten der Bereicherung zeigten sich. Das Geld gewann unumschränkte Macht. Unaufhaltsam vollzog sich die Entwicklung vom Acker- zum Fabrikland, Deutschland wurde immer mehr in die Weltwirtschaft hineingezogen. Die Stadt fraß das Dorf auf, die Großstadt die Stadt. Die Gesellschaft wurde zersetzt, ein fieberhaftes Tempo begann.

Die Familie des Helden Johannes gibt ein treues Bild dieser allgemeinen Unruhe und Wandlung. Sein Onkel hat seine Malerwerkstatt zu einem kaufmännischen Großunternehmen mit 50 Gesellen entwickelt. Er ist damit ein Unternehmer geworden und will über dem Handwerk stehen. Auch der Vater ist ein fleißiger Malermeister, aber kein Geschäftsmann. Er bringt es daher nicht so weit wie sein Schwager, aber er steht auch etwas abseits des Handwerks. Johann wächst in einer handwerklichen Umwelt auf und hilft in den Ferien in der Werkstatt. Er tritt als Malerlehrling in die große Werkstatt seines Onkels ein. Die Lehrzeit ist hart und körperlich anstrengend. Der jüngste Lehrling muß noch immer ein allgemeiner Hilfsarbeiter für den Meister sein, und die Gesellen hatten das Recht, ihm die unangenehmsten Arbeiten zuzuweisen. Ueberhaupt schob hier wie überall jeder die schmutzige und langweilige Arbeit auf den ab, der unter ihm stand. Auf dem Wege zur Werkstelle trifft Johann öfter frühere Schulkameraden, die jetzt als Schreiber angestellt waren und ihn etwas verlegen ansahen, denn „es brach die Zeit schon an, wo das Arbeitskleid des Handwerkers in Verruf kam, wo die Gehilfen sich zu weigern begannen, im Arbeitsanzug über die Straßen zu gehen“[30]). Aus der eingehenden Beschreibung eines Hausbaues greifen wir die sehr interessante Charakterisierung verschiedener Handwerker heraus.

Die Maurer sind wortkarg, selbstbewußt, zurückhaltend und lassen sich von den Steinträgern bedienen. Kühner wirken die

[29]) pg. 34.
[30]) pg. 170.

Zimmerleute in ihren weiten Sammethosen, aus deren Hüfttasche ein langer Zollstock hervorsteht. Die Tischler sind beweglicher, im allgemeinen kurz angebunden und politisch radikal gesinnt. Die Maler sind weicher und neigen öfters einer höheren Bildung zu. Sie sind im Bau recht eigentlich die Sänger und die Pfeifer. So ververschieden diese Handwerker aber auch alle sind, so bilden sie doch einen einzigen großen Stand, dessen staatserhaltende Kraft freilich in dem wirtschaftlichen Prozeß der Industrialisierung zerbröckelte. Viele hingen der Sozialdemokratie an. Die jungen Leute gingen nicht mehr ins Handwerk, sie verdienten ihr Geld als ungelernte Arbeiter in den Fabriken leichter.

Nach dem Abschluß der Lehrzeit sieht sich Johannes in Berlin nach Arbeit um. Aber die Lage des Arbeitsmarktes war schlecht, denn die Baulust der Gründerzeit hatte nachgelassen. Die Landflucht rief in Berlin Arbeitslosigkeit hervor. Endlich findet Johannes bei einem Meister Unterkommen, der acht Gesellen beschäftigt, aber die Arbeit war anders, sie wurde schneller und nachlässiger verrichtet. Die Gesellen fühlten sich nur im Wirtshause und in der gemeinsamen Unzufriedenheit zusammengehörig. Sie wirkten mehr wie Gelegenheitsarbeiter als Handwerker. „Die letzte Spur des Patriarchalischen war verschwunden; an seine Stelle war der nackte Existenzkampf getreten. Das machte alle einsam und mißtrauisch“[31]). Johannes fühlt sich von den Zuständen in den Werkstätten der Hauptstadt angeekelt. Nach dem Besuch der Kunstgewerbeschule wird er ein guter Dekorationsmaler, rückt damit eine Stufe höher und findet ein erträglicheres Dasein. Geldsorgen freilich waren ihm niemals fremd. Der Versuch, mit einem Freunde eine eigene Werkstatt zu errichten, scheiterte an der Leichtsinnigkeit der beiden. Johann wurde dann Zeichner einer großen Tapetenfabrik und fand am Ende seinen wahren Beruf im Schreiben. Dieser autobiographische Bildungsroman ergänzt unser Bild vom Handwerk in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts.

Die zeitgenössischen Abhandlungen über die Lage des Handwerks wie etwa Dannenbergs „Das deutsche Handwerk und die soziale Frage“ aus dem Jahre 1872 und Friedrich Rücklin's Untersuchung über „Das neuzeitliche Handwerk“ (1880) bestätigen das Bild, das wir aus der erzählenden Literatur gewonnen haben. Sie schildern die Proletarisierung des Handwerks und heben die Mängel der Gesetzgebung hervor. Die Folge der Aufhebung der Zunft- und Innungseinrichtungen, der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit sei die Spaltung der Meister und Gesellen in zwei feindliche Lager. Die Beaufsichtigung des Lehrlingswesens sei schlecht, die Arbeitsvermittlung ungenügend, die Krankenkassenfürsorge, früher ein wichtiger Teil der Zunfttätigkeit, darniederliegend, und der Wegfall des Wanderzwanges bedauerlich. Das Ueberwuchern der geschäftlichen Spekulation müsse das Kulturleben schädigen.

[31]) pg. 261.

Die Massenproduktion erreiche einen bedenklichen Grad. Wer die Geldmittel nicht besitze, werde zum untergeordneten Werkzeuge herabgedrückt. Alle Korrekturen seien nutzlos, wenn das System dasselbe bleibe. In der Umkehr liege die einzige Rettung. Der Konkurrenzkampf müsse unterdrückt, die persönliche produktive Arbeit gefördert werden. Das Handwerk müsse seinen staatserhaltenden Charakter wieder bekommen und zur Ueberbrückung der Klassengegensätze beitragen. Es sei ein Irrtum zu behaupten, die Großindustrie sei die einzig mögliche Wirtschaftsform und der Kleinbetrieb veraltet, dieser habe vielmehr auch im modernen Leben sein Daseinsrecht.

In seiner Autobiographie „Vom Lehrling zum Obermeister" befaßt sich Fritz Rhode auch mit der Lage des Handwerks in den 80er Jahren und hebt besonders die schlechten Zustände im Lehrlingswesen hervor. Meister und Meisterinnen beuteten wie früher den Lehrling gründlich aus. Das Essen war schlecht, die Arbeit hart und eintönig, häufig gab es Beschimpfungen. Zur allgemeinen Lage des Handwerks bemerkt Rohde, daß „die sogenannten Gründerjahre unseligen Andenkens alles in ihren Bann zogen. Nach diesem Uebermaß an Bauten, Unternehmungen und Geschäftsgründungen kam Ende der 70er Jahre die unvermeidliche große Pleite. Geschäfts- und Wohnhäuser konnten nicht fertiggestellt werden, Konkurse über Konkurse brachen herein. Es dauerte lange Jahre, bis sich Deutschland wieder erholt hatte. Das Borgunwesen hatte in der Geschäftswelt und besonders auch in den Handwerkerkreisen überhand genommen. Es war eine Seltenheit, wenn eine Handwerkerrechnung innerhalb eines Jahres bezahlt wurde"[32]).

Wie uns die Romanreihe des Schweizer Dichters Jakob Schaffner zeigt, verlief die Entwicklung bis zum Kriege in derselben Bahn weiter. „Konrad Pilater" schildert die Erlebnisse des Schustergesellen Konrad auf der Wanderschaft in Deutschland und Frankreich. Ueberall trifft er unterwegs arbeitslose Proletarier. Es gibt noch immer viele Handwerker, aber sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Ausbesserungsarbeiten. Konrad selbst wird von der Unruhe der Zeit ergriffen und landet als einfacher Arbeiter in einer großen Fabrik. „Eine deutsche Wanderschaft" berichtet von den Wandererlebnissen des Schustergesellen Johannes Schattenhold. Sie fallen in die letzte Zeit der guten Handwerksburschenherrlichkeit, die bald danach ihren Sinn als eine alte angesehene Einrichtung verlor und erst vom Nationalsozialismus zu neuem Leben erweckt worden ist. Die Proletarisierung der Handwerker hatte die wandernden Gesellen bei der Bevölkerung in Verruf gebracht. Die „Schuckerte" behandelten die Burschen als Landstreicher und stecken sie ins Gefängnis, wenn sie nach altem Recht und Brauch bettelten. Das Bürgertum hatte das Verständnis für die Tradition des Handwerks ziemlich verloren. Die wandernden Handwerker

[32]) pg. 19.

waren zu einer Kuriosität geworden. In Frankreich und in England kannte man übrigens überhaupt keine wandernden Handwerksburschen. In dem Ruhrgebiet erlebte Johannes die Großindustrie. Er arbeitete dort einige Zeit in einem großen Eisenwerk und entwirft ein Bild von den Arbeitsverhältnissen, das die schlimmsten Voraussagen Immermanns und Kretzers weit übertraf: Maschinensklaven, halbe Menschen, elende Industrienester, öde, trübe, eintönig, schwarz und schmutzig. Statt Berufsehre Klassenkampfgeist. Verschwunden ist das stolze Bewußtsein des mittelalterlichen Handwerkers. Die Tätigkeit in der modernen Industrie ist nicht mehr die Darstellung der Persönlichkeit, sondern der mechanische, monotone Teil eines unübersehbaren Prozesses.

Bis zum Weltkriege entwickelte sich die Lage des Handwerks folgerichtig weiter. Es wurde stark zurückgedrängt, aber trotzdem nicht völlig vernichtet, sondern es rettete sich in einigen Zweigen in das neue Jahrhundert hinüber. Auf vielen Gebieten war es vollkommen ausgestorben, auf anderen hatte es stark eingebüßt. Der Kapitalismus bewies die Fähigkeit, die Stelle des Handwerks auf beinahe allen Feldern zu übernehmen. Verhältnismäßig unerschütterlich blieb das Handwerk jedoch dort, wo eine wesentlich individuelle und schöpferische Tätigkeit erforderlich ist, so im Kunstgewerbe, in der Porzellanmanufaktur, in der Bronzewarenabteilung- und Kunstmöbelproduktion. Daneben behielt es Bedeutung auf dem Gebiet der Ausbesserung, der Flickarbeit und der Herstellung neuer Erzeugnisse, wenn sie am Absatzorte hergestellt werden mußten und einen Großbetrieb mengenmäßig nicht lohnten.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts war die handwerksmäßige Organisation vorherrschend, obgleich der alte Handwerksgeist schon in der Auflösung begriffen war. Um die Mitte des Jahrhunderts befand sich das Handwerk schon im Kampf gegen Maschine und Kapital. In der zweiten Hälfte tobte ein erbitterter Kampf, bis das Handwerk am Ende des Jahrhunderts verdrängt wurde und die kapitalistische Wirtschaftsform die Oberhand gewann. Das sind die Tatsachen, die wir aus der erzählenden Literatur über das Handwerk feststellen können.

Kapitel VII.

Der Weltkrieg endete mit einem katastrophalen Niedergang der deutschen Wirtschaft. Der Wirtschaftskörper war verstümmelt, und die Struktur des Wirtschaftslebens erhielt vielfach auch ein anderes Gepräge. Allerdings konnte sich dann später Deutschland bald von diesem Zusammenbruch erholen.

Die junge literarische Generation wollte vielfach in dem Kriege die Strafe für den seelenlosen Materialismus der Vorkriegszeit erblicken, und die expressionistische Bewegung zeigte ein bewußtes Streben, dem Mechanismus und Materialismus zu entfliehen. Ihre Ausdrucksformen waren vor allen Dingen die Lyrik und das Drama. In den wenigen expressionistischen Romanen finden wir auch nichts vom Handwerk, und wir müssen schon zu späteren Dichtern übergehen, um ein Bild der handwerklichen Zustände, wie sie in der Nachkriegszeit anzutreffen waren, zu gewinnen. In ihrem Roman „Das Wunderbare" beleuchtet die Dichterin Johanna Wolff die Entwicklung dieser Jahre und setzt dem deutschen Geigenbauer-Handwerk ein schönes Denkmal; denn in diesem Milieu des immer seltener werdenden edlen Handwerkszweiges spielt die Haupthandlung. Sie führt uns in das Dasein der Geigenmacher von Krötlingen, das vor dem Kriege mit Stolz sich „das deutsche Cremona" nennen konnte: damals die Stätte blühenden Kunstfleißes und gewerblicher Wohlhabenheit. Hier wohnten die eingesessenen Geigenbaumeister, die ihre Werke von grundauf selbst schafften, ohne Teile wo anders her zu beziehen, mag es sich um Hälse, Decken oder Böden handeln. „Das, worauf es ankommt", sagt der alte Meister Heydenreich, „wohnt nicht fertig in den Fabriken und nicht in den Geschäften der Industrie, die jetzt am Aufkommen ist, das hat selbständiges Wachsen hier — bodenständig —" (er deutete auf die Stirn), „und hier" (er streckte die Finger vor, jeden einzelnen) — „aber mühsam ist unser Kunsthandwerk, und reich wird man nicht dabei —"[1]).

Dann kommen für Krötlingen die Jahre des Krieges und der Nachkriegszeit, die tief auf diesen glücklichen, wohlhabenden Musikwinkel wirken. Das edle, alte Geigenbauerhandwerk wird hier, wenn nicht vollständig zerstört —, doch ernstlich bedroht. Die Hungersnot macht sich dort besonders spürbar; der Niedergang

[1]) pg. 15.

dieses Kunstgewerbes läßt ganze Familien brotlos werden, die sonst dabei mitwirkten und ihr Auskommen fanden. Die Ausfuhr wird nämlich schwieriger als je und die Erschwernisse des Handels immer schlimmer. In Sorgen, bei kargem Verdienst, müssen die arbeiten, welche dem edlen Handwerk treu geblieben sind. Viele suchen nunmehr ihr kärgliches Brot in den Betrieben, wo man mechanische Musikapparate herstellt.

Inzwischen war die Zeit vorwärts geschritten und der musikalische Geschmack verwandelt. Immer mehr vollzieht sich eine Umstellung zum Fremden, Unkünstlerischen, sogar zum fratzenhaft Gemeinen, an dem die meisten Gefallen finden. Fabriken und Industriefirmen für mechanische Musikinstrumente sind hochgekommen und machen gute Geschäfte. Schundware in Massen, billigst hergestellt und vertrieben, drängt das Kunsthandwerk in den Hintergrund und schnürt seine Lebensmöglichkeiten ein. Auch für den alten Meister Heydenreich, bei dem der Held arbeitet, ist es eine böse Zeit: „Viele Geigenbauer muß der Meister abweisen, Brot und Arbeit fehlt“[2]). In seiner Werkstatt ist die Ausbesserung schadhafter Geigen zur Hauptbeschäftigung geworden; denn es gehen nur wenige Neubestellungen ein. Tüchtige Kräfte im Dorfe wandern aus, was dem Wiederaufblühen des Geigenbaues abträglich ist. Die Mittel der Innung sind erschöpft, und der Staat hilft auch nicht, etwa durch Unterstützung. Die Meister geben aber die Hoffnung nicht auf und wollen gegen das Eindringen der Industrie und für die Wiedererstarkung ihres Handwerks kämpfen. „Wir wollen wieder Geigen bauen, die von grundauf unserer Hände Werk sein sollen — kein Splitter daran darf Maschinenkram sein. Eine Schande, daß hier im deutschen Musikwinkel, wo das reine Kunsthandwerk ein paar Jahrhunderte lang bodenständig betrieben worden ist, brutaler Industriekrempel sich hat so breit machen können“[3]).

Dann geschieht ein Wunder: Durch Unterstützung amerikanischer Künstler wird der Geigenbau im Dorf gerettet und wieder auf eine gesunde Grundlage gestellt.

Der Krieg hat auch den Helden des Romans, den Geigenbauergesellen Joachim Ruhle, anders geformt; als einer von dem neuen Frontkämpfer-Geschlecht unterliegt er keinen Trugbildern mehr; wirklichkeitsnah, wortkarg und tatbereit durchschaut er das Großsprechertum und die Willensschwäche des Nachkriegslebens, ebenso die politische Wichtigtuerei. Furchtbar ist ihm die Erkenntnis, daß politische Unfähigkeit die Opfer so vieler Toten vergeudet hat. Schwer lastet auf ihm das Bewußtsein, im deutschen Leben zur Einsamkeit bestimmt zu sein, obgleich er einer war, „der aus dem Krieg ein neues Kameradschaftsgefühl und einen Sinn für Gemeinsamkeit mitgebracht hatte“[4]). Als Frontkämpfer versteht

[2]) pg. 56.
[3]) pg. 134.
[4]) pg. 132.

er die Herrschenden nicht. Das bürgerliche Leben ist so faul geworden, daß es seinem und seines Kriegsgeschlechtes Maßstäben nicht mehr gerecht wird. Vom Kriege ist er zurückgekommen mit einem erhöhten Willen zum Aufbau und einem Drang nach wahrer Lebensgestaltung.

Aehnlich sieht die Lage im Schmiedehandwerk aus, wie uns J. G. Lettenmaier in seinem Roman „Verwurzeltes Blut" erzählt. Seit 400 Jahren treiben die Bergwasser des Engtales in Ober-Oesterreich die Hammerräder der Sensenschmieden; seit 400 Jahren gehen ihre Sensen hinaus nach allen Ländern der Welt. Schon vor dem Kriege sorgte aber die ausländische Konkurrenz dafür, daß dieses Exportgeschäft schlechter wurde. Länder wie Frankreich, Italien und Rußland begannen, sich die Sensen selber zu bauen — Imitationen der österreichischen Leistungen — und schon damals in der Vorkriegszeit kamen die kleinen einheimischen Betriebe nicht mehr recht mit. Der Weltkrieg macht dieses Handwerk aber dann ganz zunichte. Oesterreichs Wirtschaft stürzt zusammen und mit ihm die meisten Hammerwerke. Betrieb um Betrieb muß schließen, die Hammeranlagen verfallen, und der Hunger regiert, wo einst Wohlstand herrschte. „Um 1760 zählte man 75 österreichische Sensenhammer, nach dem Kriege war es nicht mehr als ein Dutzend". In dem Ort der Handlung, in dem Engtal, arbeiten die Hammerwerke noch. Noch gibt es Arbeit. Aber auch hier fühlt man schon die drohende Gefahr, hier heißt die tägliche Frage unter den Schmieden „Wie lange noch?". „Mit dem Sensenhammer geht es talabwärts. — Seit 5 Jahren habe ich keinen Lehrbuben aufgenommen und auch keinen Schmied, obwohl ein paar gestorben sind und ein paar weg sind. Und es wird noch schlechter werden. Sie brauchen unsere Sensen nimmer, in Spanien, in Frankreich und auch in Rußland. Unser Kram ist voll, bis unter das Dach. Der Hammer werkt. Ja, das tut er noch. Aber umsonst. Wir arbeiten den Stahl fort. Die Sensen mehren sich in der Kram. Einmal wird es ein End' haben und der Hammer still stehen"[5]), bemerkt der Hammerherr in Gegenwart des angehenden Lehrlings Peter Rauff. In Stapeln häufen sich immer schlimmer die unverkauften Sensen und eines Tages steht der Hammer tatsächlich still. Die alten Sengsleute sind noch von der guten, ehrlichen Art; die jungen auch, die das Handwerk von ihnen gelernt haben. Einer hat es dem andern gezeigt; die geheimnisvolle Kunstfertigkeit hat sich mit dem Blute durch Jahrhunderte vererbt. Hier in den Tälern hat sich wenig geändert, draußen aber viel. Die anderen Länder pflegen dieses Gewerbe jetzt selbst und die Engtaler müssen darunter leiden.

Mit der Einstellung der Schmiedebetriebe kommt die Not in das Tal und mit ihr der Zweifel. Ein langsames Sterben dieses Gewerkes läßt das Tal immer stiller werden. Die Talbewohner versuchen zwar, aus ihren Aeckern ihr kärgliches Brot zu gewinnen,

[5]) pg. 82/83.

das Bargeld aber ist rar geworden. Es gibt vielleicht hin und wieder etwas Arbeitslosenunterstützung, sie kann aber nirgends die Not und die Sorge bannen. In seiner Verzweiflung geht unser junger Held Peter Rauff nach Rußland und hilft blutenden Herzens mit, wenn die Russen selber ihre Sensen schmieden und dabei die Arbeit seiner Heimat verdrängen. Aber eines Tages hält er es nicht mehr aus und flieht. Er kommt nach langer Irrfahrt in sein Tal zurück, wo er in dem heimatlichen Boden und in dem liebgewordenen Handwerk, aus dem er empor gewachsen ist, verwurzelt bleibt. Und da trifft es sich glücklich, daß einige Auslandsaufträge hereinkommen und in den Sensenschmieden wieder das Leben beginnt. So läßt der Dichter den Roman schließen, indem er gewisse Hoffnungen für die Zukunft dieses Handwerks offen läßt.

So wollen die angeführten Romane zeigen, wie das deutsche Handwerk die Bitternisse der Kriegs- und Nachkriegszeit besonders stark miterlebt hat, wobei deutlich hervortritt, daß die Nöte nicht nur wirtschaftlicher, sondern auch völkischer Art waren. Es ist daher verständlich, daß gerade aus diesen Schichten des gewerblichen Kleinbürgertums der Nationalsozialismus viele Anhänger, ja sogar führende Männer gewann. Auch unser Held Ruhle wurde ja von diesem Strom mitgerissen.

In dieser geschilderten, im allgemeinen also sehr niedergedrückten Lage, befand sich das deutsche Handwerk, als im Januar 1933 der Nationalsozialismus an die Macht kam und für Deutschland im allgemeinen und für das Handwerk im besonderen eine neue Epoche einleitete. Von großem Interesse wird nun am Schluß die Untersuchung sein, welche soziologische Entwicklung sich in der gegenwärtigen Literatur spiegelt (von den im Anhang angegebenen Romanen und Erzählungen sind nicht weniger als 35 nach der Machtübernahme erschienen).

Diese Entwicklung ist vor allem dadurch gekennzeichnet, daß gewisse handwerkliche Grundgedanken zum allgemeinen Gedankengut werden.

Der Nationalsozialismus hat zum Beispiel durch Beseitigung der Gewerkschaften auf der einen Seite und der Arbeitgeberverbände auf der anderen Seite den sozialen Ausgleich als eine seiner Programmforderungen durchgesetzt. Dieser soziale Ausgleich geschieht im Rahmen der Deutschen Arbeitsfront, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammenfaßt. Es ist selbstverständlich, daß bei einer derartigen Grundanschauung ein Berufsstand, wie das Handwerk, das seit Jahrhunderten den sozialen Ausgleich gepflegt hat, ein Berufsstand, in dem der Dreiklang Meister, Geselle, Lehrling in der Blütezeit immer ein harmonischer war, pfleglich behandelt wird. Das Handwerk ist ja von dieser Seite aus gesehen die Quelle, an der Arbeit und Besitz zusammenstoßen, eine Schwelle, die Tüchtigkeit und energischer Wille zum Erfolge immer noch überschreiten konnte.

So kam es, daß die soziale Lage des Handwerks im Dritten Reich auch gesetzgeberisch energisch gefördert wurde. Es sind vier Säulen, auf denen der Neuaufbau des Handwerks ruht:

1. der sogenannte große Befähigungsnachweis, d. h. die Bestimmung, daß nur qualifizierte Fachleute in das selbständige Handwerk Eingang finden,
2. die Pflichtorganisation, d. h. diejenige Regelung, die jeden bestehenden Handwerksbetrieb in Deutschland in eine Fachorganisation eingliedert. Damit wird eine Ordnung und Zusammenfassung aller Kräfte erleichtert,
3. die Zwangsaltersversorgung für das Handwerk, die kürzlich eingeführt wurde und den Lebensabend der Meister sicherstellt, der bisher unsicherer gewesen war als derjenige der Handwerksgehilfen;
4. die „Auskämmungsmöglichkeit" minderwertiger Betriebe, die durch verschiedene Verordnungen gewährleistet ist.

Durch die Gründung von Landeslieferungs-Genossenschaften ist die Heranführung der einzelnen Handwerksbetriebe an die großen Staatsaufträge gewährleistet. Durch alle diese geschilderten Maßnahmen soll sich zwangsläufig der Lebensstandard des einzelnen Handwerksmeisters heben und damit die Zeiten wieder näher rücken, da das Handwerk goldenen Boden hatte. Damit sind die katastrophalen Auswirkungen der Gewerbefreiheit und der kapitalistischen Industrie des 19. Jahrhunderts zum großen Teil nicht nur rückgängig gemacht, sondern darüber hinaus ist die wirtschaftliche Gesundung des Handwerks eingeleitet und schon weit fortgeschritten. Die Proletarisierung des Handwerks ist damit verhindert und damit sind auf dieser gesunden wirtschaftlichen Basis auch wieder Möglichkeiten für eine stärkere kulturelle Entwicklung des Handwerks geschaffen. Die Regelung des Handwerkswesens in Deutschland ist für einen Ausländer unvorstellbar ins Einzelne gehend. Damit ist vielleicht auch auf diesem Wirtschaftsgebiet der bekannte Grundzug des Deutschtums nach strengster Organisation durchgeführt. Das Handwerk empfindet diese genaue Regelung aber nicht als Zwang, sondern als Erfüllung seiner jahrzehntelangen Wünsche[6]). Dadurch, daß auch für den kulturellen Aufstieg einzelner begabter Handwerksgesellen und Meister Vorsorge getroffen ist und dadurch, daß die handwerkliche Ausbildung es durch besondere Schulungsmöglichkeiten gestattet, auch in ausgesprochen intellektuelle Berufe hinüber zu wechseln, nimmt das literarische Interesse Deutschlands an diesem alten Stand immer stärkeren Umfang an.

Also sehen wir im allgemeinen den Versuch, mit den Gepflogenheiten des 19. Jahrhunderts, d. h. mit seiner Vernachlässigung des Handwerks zugunsten der Industrie und des Kapitals

[6]) Siehe z. B. Fritz Rohde: „Vom Lehrling zum Ehren-Obermeister." Selbstverlag Rohde, Köln 1935.

gründlich zu brechen und an den Geist und die Struktur des alten Handwerks wieder anzuknüpfen, natürlich unter Berücksichtigung der modernen wirtschaftlichen und politischen Forderungen.

Nachdem also, wie wir gesehen haben, in den sozialen und ökonomischen Krisen des 19. Jahrhunderts und der Nachkriegszeit das Handwerk und der Handwerkerstand aufs stärkste in Mitleidenschaft gezogen waren, läßt es sich nun der Staat in Anbetracht der volkspolitischen und wirtschaftlichen Bedeutung des Handwerks angelegen sein, dieses weitestgehend zu fördern.

In der erzählenden Literatur finden wir nicht eigentlich dargestellt, welche Wirkung diese Einstellung auf das gegenwärtige Handwerkertum hat, wenn auch gelegentlich die kameradschaftliche Zusammenarbeit als das neue Ethos im Handwerksbetrieb aufgezeigt wird; so in Philipp Fausts Erzählung „Die Maurer" vom Jahre 1935. Auch Will Vesper spricht von der neuen Lage in seiner Erzählung „Der Töpfer", in der er die Eignungsfrage, die Eignung zum schöpferischen Handwerk behandelt. Hermann Graedener stellt in „Utz Urbach" das Vorbild eines Volksführers dar, das Gültigkeit auch für die moderne Zeit hat. Den Stoff für diesen Roman lieferte dem Dichter der Bauernaufstand um 1524-25 in der Gegend von Heilbronn. Mit expressionistischem Totalitäts- und Wesenheitsdrang schildert hier Graedener die Not der Bauern, die sich ihre Freiheit zu erkämpfen suchen Er ist mit ganzer Seele an dem Geschehen beteiligt, das er zu einem fesselnden Prosa-Epos gestaltet hat. Diese Bauern verfallen aber allen Lüsten, vergessen die auf ihrem Siegeszug gegen weltliche und kirchliche Herren gemachte Erfahrung, daß Einheit unter einem Führer stark macht, und erliegen den zusammengeballten Streitkräften der Reichsfürsten. Die Dorfhandwerker machen den Kampf der Bauern mit, und die Gestalt eines von ihnen, des Erlenbacher Dorfschmiedes Utz Urbach beherrscht die Handlung. Er wird Führer der Bauern und kämpft mit allen Kräften für die Ideale des Deutschtums, für die Einigung aller Deutschen in einem Reich unter einem Kaiser, die gleichen Rechte für alle und die Beseitigung der Pfaffenherrschaft und der fürstlichen Unterdrückung. Er verkörpert in sich die unbezwingliche Volkskraft und wird zum vorbildlichen Volksführer.

In dem humorvollen Roman „Schneider Wibbels Tod und Auferstehung" von Hans Müller-Schlösser, dessen Hintergrund die napoleonische Zeit zwischen 1811 und 1813 ist, haben wir ferner ein Denkmal für das Nicht-Unterkriegen-Lassen. Gegen alle Schwierigkeiten, alle Knechtung und Unterdrückung muß man den Kopf hoch halten, mutig seinen Gegner stellen, wenn es nötig ist, und sich durchsetzen. Wibbel ist nur ein Schneidermeister, aber er trotzt mannhaft den Franzosen und muß wegen Majestätsbeleidigung 4 Wochen ins Kaschott. Sein Geselle Zimpel läßt sich aber durch Vergeltung bereden, die Strafe abzusitzen. Nach 14 Tagen stirbt er im Gefängnis und damit ist Wibbel amtlich tot. Nach vielen dadurch

veranlaßten Schwierigkeiten, Wirrnissen und komischen Situationen erlangt er endlich mit dem Abzug der Franzosen aus Düsseldorf seine bürgerliche Existenz wieder.

Weit mehr ist aber in der Literatur die Bedeutung selber dargestellt, die dem Handwerk beigemessen wird. Die gegenwärtigen Handwerkerromane und -novellen sind in der großen Mehrzahl historisch. Die Autoren gehen für ihren Zweck besonders gerne in die Blütezeit des Handwerks, das 15. und 16. Jahrhundert, zurück. Sie machen uns mit klassischen Repräsentanten der Handwerkskultur dieser Jahrhunderte bekannt, mit Tilman Riemenschneider und Veit Stoß, mit Dürer und Meister Bertram von Mynden, und vor allem natürlich mit Sans Sachs. Diese Persönlichkeiten, die als Künstler in die Geschichte eingegangen sind, bildeten sich, wie der einfachste Meister der Zeit, in handwerksmäßiger Schule, ehe sie Meister und überragende Könner und Künstler wurden. In Stadt und Land waren sie als Handwerksmeister nicht nur Träger des bürgerlichen Wohlstandes, sondern auch der Verwaltung und der Verteidigung. Sie waren aus dem Volk hervorgegangen und wurden durch eigene Tüchtigkeit die ersten des Volkes.

In seinen Romanen „Veit Stoß" und „Tilmann Riemenschneider", die den Lebensgang dieser großen deutschen Bildhauer schildern, führt uns der Dichter Paul Johannes A r n o l d in die Wirkungsorte dieser Menschen — für Stoß Krakau, Nürnberg und Bamberg, für Riemenschneider Würzburg. In diesen Städten sind die Zeugnisse ihrer Kunst besonders bewahrt. Der Stolz auf diese Großen spricht deutlich aus der Schilderung; ihre Tätigkeit, die aus dem Bereich des handwerklichen Schaffens in die Ebene der Kunst heraufgehoben wird. Wir erblicken die geheimen Triebkräfte ihres Schaffens in den Gefühlen, die in ihren Werken Gestalt nehmen. Kunst ist Handwerk, Arbeit der Hand, aber diese Arbeit steigert sich zum Schöpferischen, ewig und allgemein Gültigen, wenn der Meister fest in seinem Volkstum wurzelt und aus ihm seine gestaltende Kraft schöpft. Veit Stoß machte in seinem Leben und Schaffen schwere Kämpfe durch. Von den Grausamkeiten des Mittelalters verfolgt, blieb er sich selbst treu und diente mühsam, aber genial seiner Kunst. Till Riemenschneider kam auf seiner Wanderschaft nach Würzburg, blieb hier haften und brachte es zu den höchsten Ehren, dem Bürgermeisteramt, die ihm die Stadt geben konnte. Durch Schöpfungen von großer Seelentiefe, religiöser Innigkeit und überzeugender Formkraft wuchs er in dieser Zeit zu dem großen Meister deutscher Schnitzkunst. Er diente seiner Kunst, seiner Stadt und seinem Volk. Das aufkommende Zeitalter der Renaissance, mit seinem entscheidenden Stilwandel verwickelte ihn in schwere innere Kämpfe, aber er hielt fest an seinem Volkstum, seiner volkstümlichen Kunst und seinen religiösen Erkenntnissen. In den Wirnissen des Bauernaufstandes zeigte er unüberwindliche Zähigkeit, Kraft und Einsatzbereitschaft und selbst die Qual der Folterkammer, in die er als verdächtiger Anhänger des

Aufstandes und der neuen Lutherischen Lehren kommt, können sein innerstes Wesen nicht umformen. Aus dieser Treue und Härte gegen sich selbst beziehen seine Werke ihren letzten Wert. „Die schöpferischen Träume dieser gewaltigen Geister sind zu einer über alle Maßen herrlichen Wirklichkeit geworden", urteilt ein Krakauer Genosse über Veit Stoß.

Als Schauplatz für diese Handwerkerromane wählt man mit Vorliebe Nürnberg, wo so viele kunstfertige Meister schafften. — „Mit Pinsel und Stift, Richtmaß und Kelle, Meißel und Messer sind sie am Werk und arbeiten und bilden und formen in allen Werkstätten, an allen Gassen und Ecken der Stadt", sagt Veit Stoß, der sich zu dieser Stadt mit unwiderstehlicher Kraft gezogen fühlte. „Nürnberg ist für die Kunst ein Lustgarten, in dem es sproßt und wächst, wo wundersame Blumen und Blütenbäume aus allen Beeten aufschießen, daß man nicht weiß, wohin es mit der Fülle noch hinaus will. Mitten in diesem Treiben und Drängen, in dieser überquellenden Fruchtbarkeit müßte man stehen, in diesem Reichtum, den die Mauern der Stadt gar nicht bergen und halten können, daß es über die Stadtwaltung wächst und sich in köstlichen Gaben über alle Länder verstreut. Da mitschaffen und arbeiten in lebendiger Gemeinschaft mit allen anderen, von demselben Kraftstrom durchschossen und durchglüht, der dort als Gnade des Himmels der Erde entspringt wie ein sprudelnder, unerschöpflicher Quell; das wäre Leben"[7]).

Doktor Adolf Lorz, der Held von Franz Hermann Meißners Erzählung „Das Geheimnis der Nürnberger Madonna", erhält durch ein spiritistisches Erlebnis Kunde aus diesem Nürnberg um 1500. An Schönheit und Geschichte, Kunst und Handwerk ragte es einzigartig hervor. In dieser Zeit liegt der Höhepunkt der Augenkünste — der Malerei, Bildnerei und Bauerei — in der deutschen Geschichte überhaupt. „Eine Glorie der Maler, Stecher, Holzschneider, Steinmetzen, Erzgießer, Goldschmiede, Baumeister, Töpfer strahlte damals, wie sie weder an einer Stelle vom Belt bis zum Alpenwall erlebt ward. Ganz nebenher aber feierten noch Hans Sachs und die Meistersinger ihre Rosentage und ahnten gar nicht, in welch großer Zeit sie lebten"[8]). Dieses künstlerische und handwerkliche Kulturgut will der Dichter der heutigen Zeit gegenüber betonen. Da fand deutscher Geist und deutsche Arbeit die echteste innigste Form. Da bestand keine Kluft zwischen Kunst und Handwerk. Jene betonte ihre handwerkliche Grundlage und betrachtete sich als die Blüte des Handwerks, nicht als etwas Getrenntes, Abseitsstehendes. Die Künstler fühlten sich als Handwerker, waren ebenso Zunftmitglieder wie der Aermste in ihrem Gewerbe und achteten ihre Handwerksgenossen. Die Handwerker erfreuten sich einer angesehenen Stellung in der Stadt und übten Einfluß auf ihre Verwaltung aus.

---

[7]) P. J. Arnold: Veit Stoss. Leipzig 1936, pg. 35.
[8]) F. H. Meissner: Das Geheimn. d. Nürnberger Madonna. Reclam. pg. 22.

Die festlichen Umzüge der Zünfte, wie etwa am Johannistage, entwickelten eine erstaunliche Pracht und Vornehmheit, und sogar der hohe Rat wohnte ihnen öfters bei. An ihnen nahmen die berühmtesten Meister, etwa Dürer oder Stoß, ebenso teil wie der kleine, unbedeutende Meister. Auch jene unterhielten zunftgemäße Werkstätten, unterrichteten Lehrlinge und beschäftigten Gesellen. Die Meister der Kunst wurzelten selbstverständlich in dem Gefüge des Standes und seiner handwerklichen Organisation und dachten nicht an eine Absonderung. Darüber hinaus waren sie wohl auch natürlich berühmter als irgendein Durchschnittsmeister und hatten einen Zugang zu Hof, Adel und Kirche, der diesem nicht möglich war. Das Handwerk prägte Gemeinschaftsgeist und Gemeinnutzgefühle als bezeichnende Merkmale dieser mittelalterlichen Städte aus, wenn diese Ideale auch gelegentlich in Kleinlichkeit, Beschränktheit, Fanatismus und Vorurteile ausarteten. Aber das waren allgemeine Erscheinungen der Zeit.

Drei Gedanken werden also in diesen geschichtlichen Handwerkererzählungen betont. Erstens die starke Verknüpfung Handwerk-Kunst; Handwerk ist die Grundlage der Kunst. Zweitens findet man den Handwerkerstand als Grundpfeiler des deutschen Volkstums und des deutschen Staates dargestellt. Er ist der Träger bürgerlichen Wohlstandes, bürgerlichen Ansehens und bürgerlicher Bildung, er beteiligt sich an der Verwaltung und Verteidigung von Stadt und Staat. Drittens sieht man, wie die Werte und Vertreter des spätmittelalterlichen Handwerkerstandes als erstrebenswerte Ideale und Typen nicht nur für das moderne Handwerk, sondern auch darüber hinaus für das ganze Volk herausgestellt werden. Heute wie in der Blütezeit des Handwerks soll jeder Handwerker stolz auf seinen Beruf sein, und jeder Sohn eines Handwerkers stolz auf seine Abstammung sein. Heute verkommt der Handwerker nicht wie Meister Timpe, sondern kann es gerade durch seine handwerkliche Tüchtigkeit zu bescheidenem Wohlstand und Ansehen und gesellschaftlichem Emporsteigen bringen.

Immer wieder wird in den gegenwärtigen Werken diese Situation als schlechthin und für alle Zeit vorbildlich dargestellt. So darf man hoffen, daß in dieser Auffassungsweise die Erkenntnis der Werte enthalten ist, die Handwerk und Handwerkerstand in sich bergen; und daß aus dieser Wertschätzung heraus die Zukunft des Handwerks und des Handwerkertums ein für allemal sichergestellt ist, welche technische und ökonomische Besonderheiten die Entwicklung der Zukunft auch bringen mag.

Jedes Volk besitzt eine Erscheinungsform seines Lebenswillens: die Kunst. Die neue Kunstauffassung des 20. Jahrhunderts gründet sich auf die Erkenntnis der Tatsache, daß die Wandlungen des kulturellen, politischen und sozialen Zustandes eines Volkes sich in der Erscheinungsform seiner Kunst widerspiegeln. Besonders die Dichtkunst ist durch das Medium der Sprache am innigsten mit dem

Wesen der Gesellschaft verknüpft und als eine der fruchtbarsten Erkenntnisquellen für ihr Sein und ihren Sinn anzusehen und zu erforschen. Vor allem gilt eine literarische Gattung durch ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre beinahe unbegrenzten Darstellungsmöglichkeiten als die künstlerische Ausdrucksform der Gesellschaft: der Roman.

Es ist also möglich, die Wandlungen und die Problematik der Gesellschaft vom literarischen Standort der Erzählung aus zu bestimmen. Auf diesem Gedanken ist diese Arbeit aufgebaut. Wir haben in diesem Sinne den Versuch unternommen, die Entwicklung eines Teiles des deutschen Volkes, des Handwerkerstandes, vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart sichtbar zu machen.

ANHANG

Als Ergebnis meiner Forschung nach Handwerker-Literatur stelle ich eine Liste von Handwerker-Romanen und Erzählungen, geordnet nach Handwerkszweigen, auf, die einen gewissen Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf.

Zu besonderem Dank bin ich hierbei Herrn und Frau Professor Merker und Herrn H. Klamfoth, Sachbearbeiter beim Deutschen Handwerksinstitut in Berlin, verpflichtet.

Bäcker:

a) Romane:
Martin Raschke: „Der Wolkenheld", 1936.

b) Erzählungen:
Wilhelm Schäfer: „Der Bäcker von Limburg".

Baugewerbe:

a) Romane,
Hans Franck: „Die Stadt des Elias Holl", 1928. (Beschreibung des Lebens des Stadtbaumeisters Elias Holl zu Augsburg, am Anfang des 18. Jahrhunderts).

Josef Ponten: „Der babylonische Turm" (schildert den Aufstieg und die großen Baupläne des Baumeisters Großjohann).

b) Erzählungen:
Josef Ponten: „Der Meister". (Eine klassische Novelle über den Dombau und seine Bauhütten.)

Philipp Faust: „Die Maurer", 1935. (Behandelt die Kameradschaft am Bau.)

Bildhauer:

a) Romane:
Paul Johannes Arnold: „Tilmann Riemenschneider", 1939. (Der Lebensroman des großen Bildhauers in Würzburg.)

Paul Johannes Arnold: „Veit Stoß", 1938. (Der große norddeutsche Bildhauer in Krakau und Nürnberg.)

b) Erzählungen:
Franz Hermann Meißner: „Das Geheimnis der Nürnberger Madonna", 1937. (Behandelt das Schicksal des Holzbildhauers, der die Madonna schuf.)

Böttcher und Küfer:

a) Romane:

Julius Wolff: „Der Sülfmeister". (Ein Bild des Lüneburger Handwerks A. D. 1454.)

b) Erzählungen:

Theodor Storm: „Bötjer Basch" (Bötjer = Böttcher).

E. T. A. Hoffmann: „Meister Martin, der Küfner und seine Gesellen".

Buchbinder:

a) Romane:

Hermann Horn: „Der arme Buchbinder".

Dachdecker:

a) Romane:

Otto Ludwig: „Zwischen Himmel und Erde".

Wilhelm Raabe: „Villa Schönow". (Ein Dachdeckermeister zur Gründerzeit in Berlin).

b) Erzählungen:

Harm Harmsen: „Ich grüße das Handwerk", 1935. (Eine Novolle, die von einem Dachdeckergesellen handelt).

Hermann Stehr: „Der Schindelmacher". (Ein alter oberschlesischer Schindelmacher, Hersteller von Dachschindeln, und sein tragisches Schicksal).

Drechsler:

a) Romane:

Max Kretzer: „Meister Timpe", 1888.

Fleischer:

a) Romane:

Otto Freiherr von Taube: „Die Metzgerpost", 1935. (Aus der Frühzeit des modernen Postverkehrs, wo die Metzger Postdienst leisteten).

b) Erzählungen:

Franz Grillparzer: „Der arme Geigenspieler". (Die Erzählung führt uns in das Haus eines Metzgermeisters).

Friseure:

a) Romane:

Georg Hermann: „Kubinke", 1910. (Die Liebeserlebnisse eines armen Berliner Friseurgesellen).

b) Erzählungen:

Hjalmar Kutzleb: „Meister Johann Dietz, der abenteuerliche Feldscher und Barbier", 1938. (Jugenderzählung nach der Autobiographie des Meisters aus der Zeit des Großen Kurfürsten).

Gerber:

Romane:

Hermann Stehr: „Nathanael Maechler".

Glaser:

a) Romane:

Rudolf Hans Bartsch: „Schwammerl, ein Schubertroman", 1910. (Darin erscheint der Glasermeister Christian Tschöll).
Karl Bröger: „Hüttenheim im Glaswald".

Hans Watzlik: „Die Leturner Hütte", 1937. (Die Welt der alten Glashütten erwacht. Der Held Oswald Leturner ist zwei Gestalten hörig: dem kühlen Glaser und dem sengenden Feuer).

Hans Leutelt: „Aus dem Leben der Glasarbeiter".

Graveure:

Erzählung:

Hermann Stehr: „Der Graveur".

Hutmacher:

Roman:

Karl Philipp Moritz: „Anton Reiser", 1785.

Kammacher:

Erzählung:

Gottfried Keller: „Die drei gerechten Kammacher".

Maler:

a) Romane:

Hermann Claudius: „Meister Bertram von Mynden", 1937. (Das Leben eines Malers zu Hamburg um 1400).

Karl Scheffler: „Der junge Tobias: eine Jugend und ihre Umwelt", 1892.

Müller:

a) Romane:

Clara Viebig: „Vom Müllerhannes". (Vgl. von ihr auch „Das tägliche Brot").

Marie Diers: „. . . . aber das Mühlrad rauscht", 1938. Entwurzeltes Handwerk).

Musikinstrumentenmacher:

a) Romane:

Hermann Stehr: „Meister Cajetan". (Ein Geigenbauer).
Johannes Schupp: „Der verlorene Klang", 1938. (Eines Geigenbauers Glück und Not).

Berchtold Gierer: „Die Geige", 1939. (Der Held ist der Geigenmacher Petrus Absam aus Unserfrau im Schnalzertal).

Kurt Kluge: „Der Glockengießer Christoph Mahr", 1934. (Ein neuzeitlicher Roman aus einem alten Handwerkszweig).

Johanna Wolff: „Das Wunderbare", 1936. („Eine Geschichte von Seelen und Geigen").

b) Erzählungen:

Hermann Stehr: „Der Geigenmacher".

Hermann Kurz: „Eine reichs-städtische Glockengießer-Familie". (Familien-Ueberlieferungen, Geschichte der alten Reichsstadt Reutlingen, und einer dort ansässigen Glockengießer-Familie).

Schlosser und Schmiede:

a) Romane:

Clara Viebig: „Das Eisen im Feuer". (Ein Lehrling, der sich für das Handwerk eines Schlossers oder Schmiedes entscheiden soll, wählt das Letztere).

Heinrich Lersch: „Hammerschläge". (Der Kesselschmied — Roman eines Kesselschmiedes).

Felicitas Rose: „Die Erbschmiede", 1934. (Die Grundlagen der Schmiedearbeit).

Kuni Tremel-Eggert: „Der Schmied von Haßberg", 1936.

J. G. Lettenmaier: „Verwurzeltes Blut", 1937. (Die Nachkriegsnöte der Sensenschmiede in den oberösterreichischen Tälern).

Hermann Graedener: „Utz Urbach", 1938. (Der Held, der Erlenbacher Schmied Utz Urbach als Sinnbild eines Volksführers).

Alfred Bohnagen: „Die Schmiede am Brink".

b) Erzählungen:

Wilhelm Heinrich Riehl: „Meister Martin Hildebrand", (Der Held ist ein Schlossermeister).

Ernst Zahn: „Stephan, der Schmied".

Timm Kröger: „Mit dem Hammer". (Novellenband, der die Geschichte des jungen Schmiedes Peter Stolten enthält).

Heinr. Hansjakob: „Valentin, der Nagler". (Wiesbadener Volksbücher).

Schneider:

a) Romane:

Max Eyth: „Der Schneider von Ulm".

Karl v. Holtei: „Ein Schneider". (Vgl. auch seinen Roman „Die Vagabunden"; er vertritt die Poesie der wandernden Künstler und Handwerker).

Wilhelm Holzamer: „Peter Nockler", 1935.

Wilhelm Speck: „Zwei Seelen", 1904.

Hermann Stehr: „Geschichten aus dem Mandelhause", 1913.

b) Erzählungen:

Otto Ludwig: „Aus dem Regen in die Traufe", 1857.

Peter Rosegger: „Aus meinem Handwerkerleben", 1880. (Er selbst erlernte das Schneiderhandwerk).

Karl Stöber: „Der Schneider von Gastein", 1858.

Joh. Peter Hebel: „Standrede über das glückliche Los des Schneiders". (Vortreffliche Novelle aus der klassischen Periode).

Gottfried Keller: „Kleider machen Leute".

Otto Erich Kiesel: „Unterwegs nach Mölln. Tills letzte Wegstrecke", 1936. (Till Eulenspiegel war gelernter Schneider).

Hans-Müller-Schlösser: „Schneider Wibbels Tod und Auferstehung", 1938. (Aus der Zeit Napoleons im Rheinland).

Schuhmacher:

a) Romane:

A. Dreyer: „Der Schuhknecht", 1936. (Ein Hans Sachs-Roman).

E. G. Kolbenheyer: „Meister Joachim Pausewang", 1934. (Ein Schuhmacher, der auf der Wanderschaft mit Jakob Böhme zusammentrifft).

Wilhelm Raabe: „Der Hungerpastor", 1862/63.

Jakob Schaffner: „Konrad Pilater", 1910.

b) Erzählungen:

E. G. Kolbenheyer: „Wenzel Tiegel". (Er ist, wie Pausewang, ein Schuhmacher).

Karl Lingen: „Die Glaskugel". (Meister Kiebitz, ein einsamer, grüblerischer Schuhmacher).

Tischler:

a) Romane:

Paul Barsch: „Von einem, der auszog".

b) Erzählungen:

Ludwig Tieck: „Der junge Tischlermeister", 1836.

Töpfer:

a) Romane:

Anton Dörfler: „Der tausendjährige Krug", 1937. (Leben und Wirken einer Töpferfamilie).

Ludwig Finckh: „Die Reise nach Tripstrill", 1936. (Roman eines Handwerkers, der Wagner, Töpfer, Gärtner und Schiffsbauer wird).

b) Erzählungen:

Will Vesper: „Der Töpfer". Ein Gleichnis. (Behandelt die Eignung zum schöpferischen Handwerk).

Uhrmacher:

a) Romane:

Ernst v. Wildenbruch: „Meister Balzer". (Vgl. das gleichnamige Schauspiel des Verf.).

Felicitas Rose: „Die jungen Eulenrieds", 1936. (Der adlige Sohn wird einfacher Uhrmacher-Handwerker, um das Familienvermögen wieder aufbauen zu helfen).

Gustav Schroer: „Heimat wider Heimat", 1938. (Darin ist Meister Hempel ein Uhrmacher).

Emil Strauß: „Das Riesenspielzeug", 1933. (Darin ein wandernder Uhrmacher).

b) Erzählungen:

Josef Ponten: „Die Uhr von Gold".

Marie Diers: „Die Uhren von Nidderbrak", 1931. (Der alte Uhrmacher Klaus Warb).

Marie v. Ebner-Eschenbach: „Lotte, die Uhrmacherin".

Weber:

a) Romane:

Goethe: „Wilhelm Meisters Wanderjahre", 1829.

Eberhard Frowein: „Die Quersack-Indianer", 1936. (Vom armen Strumpfwirker zum großen Fabrikherrn).

Carl Hoinkis: „Meister Andreas", 1939. (Die Tuchmacher von Bielitz, einer alten deutschen Sprachinsel in Polen).

Oskar Schwär: „Die Leineweber", 1935.

Emil Ertel: „Die Leute vom blauen Guguckshaus", 1926. (Handwerksweisheit in schöner Sprache).

Peter Dörfler: „Der Notwender — Der Zwingherr — Der Alpenkönig". (Webernot im schwäbischen Allgäu).

b) Erzählungen:

Emil Ertel: „Wie ich weben lernte". Aus: „Geschichten meiner Jugend".

Clemens Brentano: „Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag".

Aus der Zeit der Weberaufstände im Eulengebirge:

Diese Liste ist entnommen der Dissertation: „Beiträge zur deutschen Literatur des Vormärz", von Erich Kunze, Breslau 1932; gedruckt 1938.

a) Romane:

Luise Anton: „Aus dem Leben einer Frau", 1857.

Ernst Dronke: „Reich und arm", „Die Frau des Fabrikanten".

Ernst Theodor Jäckel: „Ein deutscher Weber", 1846.

Ernst Keil: „Der Christabend in der Weberhütte", 1845.

Julius Krebs: „Des Webers Heimkehr". Schlesisches Zeitbild aus dem Fabrikleben, 1846.

Luise Otto: „Schloß und Fabrik", 1846.

Robert Prutz: „Das Engelchen", 1851.

Adolf Schirmer: „Fabrikanten und Arbeiter". Sozialer Roman, 1862.

Ludwig Storch: „Ein deutscher Leineweber", 1850.

Ernst Willkomm: „Eisen, Gold und Geist", 1843.

Ernst Willkomm: „Weiße Sklaven oder die Leiden eines Volkes", 1845.

b) Erzählungen:

Karl Ludwig Häberlein: „Die armen Weber" und andere Novellen, 1845.

Julius Krebs: „Der Weber aus Langenbielau", 1850.

Otto Ruppius: „Eine Weberfamilie", Schlesische Dorfgeschichte, 1846.

C. A. Schloenbach: „Der Weber und der Mucker", 1848.

Ernst Willkomm: „Der Lohnweber", „So lebt und stirbt der Arme", Erzählung aus dem Leben des Volkes. „Opfer der Armut", 1859.

Allgemeines:

Brüder Grimm: Handwerkerschwänke in „Kinder- und Hausmärchen".

Karl Immermann: „Die Epigonen", 1836.

Jeremias Gotthelf: „Jakob, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz".

Gottfried Keller: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten".

Wolfgang Kirchbach: „Das Leben auf der Walze", 1892.

Ernst Eckstein: „Familie Hartwig".

Günther Birkenfeld: „Die schwarze Kunst".

Clemens Brentano: Märchen „Von dem Rhein und dem Müller Radlauf".

Anhang II:

Im Nachfolgenden sind einige Worte aus der Handwerkersprache des 19. Jahrhunderts aufgeführt, die (besonders für meine englischen Landsleute) ein gewisses Interesse beanspruchen dürften, weil sie teilweise sogar in die heutige Umgangssprache Eingang gefunden haben:

Katzenkopf	=	Schlosser
Auf der Walze	=	auf der Wanderschaft
Krauter	=	Meister
Kunde oder Pennbruder	=	Handwerksbursche
Ein tafter Kunde	=	ein richtiger Handwerksbursche
Servus, Kunde — kenn	=	Gruß und Gegengruß
Fleppen	=	Wanderpapiere
Schwarz sein	=	keine Papiere besitzen
Penne	=	Handwerker-Herberge
Pennebos (se)	=	Herbergsvater
Kaff	=	Dorf
Winde	=	Haus
Ein dufte Winde	=	empfehlenswertes Haus
Kaffer	=	Bauer
Eine Winde abklopfen	=	in einem Haus betteln
Blaumachen	=	an einem Tage nicht arbeiten
Pennen	=	schlafen
schen(n)igeln	=	arbeiten
Plattmachen	=	im Freien nächtigen
Tippeln, Fechten oder dalfen	=	betteln
Klinken putzen	=	betteln
Auf die Fahrt steigen	=	auf Bettelei ausgehen
Pochen	=	um Arbeit anfragen
Zotteln	=	stehlen
Kittchen oder Bums	=	Gefängnis
Auf der Drehscheibe	=	im Arbeitshaus
Kohldampf	=	Hunger
Kohldampf schieben	=	Hunger haben
Der Fraß	=	das Essen
Ein Pickus	=	ein warmes Essen
Hanf	=	Brot
Schweechen	=	Schnaps trinken
Zwirn, Kies oder Draht	=	Geld
Flachse	=	Einmarkstück
Bleierner oder Schuckert	=	Schutzmann
Die Polente	=	Polizei
Gallach	=	Pfarrer
Schallach	=	Schulmeister
Staude	=	Hemd
Trittlinge	=	Schuhe
Gottlieb	=	Rock
Hertklinge	=	Messer
Bienen oder deutsche Reichskäfer	=	Läuse
Religion	=	Handwerkszweig
Gurkenmacher	=	Gärtner
Wagenschmierer	=	Lackierer

Literaturverzeichnis.

A. Literaturgeschichte.

Robert F. Arnold: Allgemeine Bücherkunde zur neueren Literaturgeschichte. Straßburg 1910.

Adolf Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Jüngsten, Leipzig 1921.

Hugo Bieber: Der Kampf um die Tradition. Die deutsche Dichtung von 1830-1880. Berlin 1928.

Felix Bobertag: Geschichte des Romanes und der ihm verwandten Dichtungsarten in Deutschland. Breslau 1879.

Georg Brandes: Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Berlin 1900.

L. Cholewius: Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts. Leipzig 1866.

Hermann Hettner: Deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts, 7. Aufl. Braunschweig 1913.

Erich Kunze: Beiträge zur deutschen Literatur des Vormärz. Breslau 1938.

H. Langenbucher: Volkhafte Dichtung der Zeit. Berlin 1935.

Werner Mahrholz: Deutsche Literatur der Gegenwart. Berlin 1930.

Merker-Stammler: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1927 ff.

Richard M. Meyer: Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts.

Mielke-Homann: Der deutsche Roman des 19. und 20. Jahrhunderts. Dresden 1920.

Robert Prutz: Die deutsche Literatur der Gegenwart. 1848-58. 2. Aufl. 1860.

J. G. Robertson: History of German Literature.

Hans Naumann: Die deutsche Literatur der Gegenwart. 3. Aufl. Stuttgart 1927.

W. Scherer: Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1899.

A. Soergel: Dichtung und Dichter der Zeit. Leipzig 1911.

A. Soergel: Dichtung und Dichter der Zeit: Dichter aus dem deutschen Volkstum. Leipzig 1934.

Vogt und Koch: Geschichte der deutschen Literatur, von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. 4. Auflage. Leipzig-Wien 1918-20.

Oskar Walzel: Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart. Berlin 1929.

L. A. Willoughby: German Literature from 1748-1805. Oxford University Press 1926.

Hugo Eybisch: Anton Reiser, Untersuchung zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz.

Erich Schmidt: Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875.

Albert Bielschowsky: Goethe, sein Leben und seine Werke. München 1928.

Friedrich Gundolf: Goethe, sein Leben und seine Werke. München 1916.

Max Wundt: Goethes Wilhelm Meister und die Entwicklung des modernen Lebensideals. 2. Aufl. Berlin-Leipzig 1932.

Harry Maync: Immermann. Der Mann und sein Werk. München 1920.

Emil R. Ermatinger: Gottfried Kellers Leben. Stuttgart-Berlin 1920.

B. Geschichte und Soziologie.

Bettina von Arnim: Dies Buch gehört dem König. 1843. Berlin 1852.

Brockhaus: Konversationslexikon. Artikel „Handwerk".

J. G. Bruford: Germany, in the 18. Century.

Cuno Francke: Die Kulturwerte der deutschen Literatur. Zwei Bände. 1910, 1923.

Gustav Freytag: Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848-94. Leipzig 1903.

J. Hohlfeldt: Geschichte des Deutschen Reiches. 1871-1926. Leipzig 1927.

Justus Möser: Patriotische Phantasien. 1775.

F. Schnabel: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Freiburg 1933.

Heinrich v. Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.

Veit Valentin: Geschichte der deutschen Revolution 1848-49. Berlin 1931.

Theobald Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömuungen im 19. Jahrhundert. 1899.

J. F. H. Dannenberg: Das deutsche Handwerk und die soziale Frage. Leipzig 1872.

Albrecht Keller: Das Handwerk im Volkshumor. Leipzig 1912.
Friedrich Heitmüller: Das Handwerk in der neuen Zeit. 1933.
Johann von Leers: Lebensbild des deutschen Handwerks. München 1923.
Georg Bobertag: Die Handwerkerfrage im Jahre 1880. Bernstadt/Schles. 1880.
Karl Viktor Böhmert: Briefe zweier Handwerker. Ein Beitrag zur Lösung gewerblicher und sozialer Fragen. Dresden 1854.
Offner Brief an alle Innungsgenossen Deutschlands, sowie zugleich an alle Bürger und Hausväter. Von 22 Innungen zu Leipzig. Datiert, Leipzig, den 21. April 1848.
Paul Erfurth: Vortrag: Wie rettet man das Kleingewerbe vom Untergange? Reformverlag 1898.
Paul Jeschke: Das Handwerk an Deutschlands Scheidewege. II Bände. Mannheim, Berlin-Leipzig 1933.
Ernst Mummenhoff: Der Handwerker in der deutschen Vergangenheit. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte. 8. 1901.
O. D. Pothoff: Kulturgeschichte des deutschen Handwerks. Hamburg 1938.
Friedrich Rücklin: Das neuzeitliche Handwerk. Heilbronn 1880.
Wilhelm Stahl: Das deutsche Handwerk. Gießen 1854.
Gustav Schmoller: Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert. Halle 1870.
Georg von Viebahn: Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschlands (III) Berlin 1866.

C. Romane und Novellen:

Karl Philipp Moritz: Anton Reiser.
E. T. A. Hoffmann: Meister Martin, der Küfner und seine Gesellen.
Max Eyth: Der Schneider von Ulm, Berlin 1907.
Hermann Hesse: Unterm Rad.
Wilhelm Schäfer: Der Bäcker von Limburg.
Emil Ertl: Die Leute vom blauen Guguckshaus.
J. W. v. Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre.
Peter Dörfler: Der Notwender.
Ludwig Tieck: Der junge Tischlermeister.
Karl Immermann: Die Epigonen.
Jeremias Gotthelf: Jakobs, des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz.
Hermann Stehr: Nathanael Maechler.
Oskar Schwär: Die Leineweber, Berlin 1935.

Gottfried Keller: Die drei gerechten Kammacher.
— Kleider machen Leute.
— Das Fähnlein der sieben Aufrechten.
Eberhard Frowein: Die Quersackindianer, Breslau 1936.
Wilhelm Raabe: Der Hungerpastor.
Otto Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.
— Die Heiteretei.
— Aus dem Regen in die Traufe.
Theodor Storm: Bötjer Basch.
E. G. Kolbenheyer: Wenzel Tiegel.
Wilhelm Schäfer: Hauptmann von Köpenick.
Timm Kröger: Mit dem Hammer.
Clara Viebig: Das Eisen im Feuer.
Hermann Stehr: Der Graveur.
Karl Stöber: Der Schneider von Gastein.
Max Kretzer: Meister Timpe.
Ernst v. Wildenbruch: Meister Balzer.
Ernst Eckstein: Familie Hartwig.
Karl Scheffler: Der junge Tobias. 1892.
Jakob Schaffner: Konrad Pilater. Stuttgart 1910.
Wilhelm Speck: Zwei Seelen.
Johanna Wolff: Das Wunderbare. Königsberg 1936.
J. G. Lettenmaier: Verwurzeltes Blut. Berlin 1937.
Kurt Kluge: Der Glockengießer Christoph Mahr.
Anton Dörfler: Der tausendjährige Krug.
Hans-Müller-Schlösser: Schneider Wibbels Tod und Auferstehung.
Paul Johannes Arnold: Tilman Riemenschneider.
— Veit Stoß.
Franz Hermann Meißner: Das Geheimnis der Nürnberger Madonna.

D. Memoiren:

Georg Maria Hoffmann: Biedermeier auf Walze. Aufzeichnungen und Briefe des Handwerksburschen Johann Eberhard Dewald 1836-38. Berlin 1936.
Chr. Wilh. Beckstedt: Meine Handwerksburschenzeit. 1805-1810.
Fritz Rohde: Vom Lehrling zum Ehrenobermeister. Köln 1935.

Lebenslauf.

Ich wurde am 10. Dezember 1913 als Sohn des Ingenieurs William Evan Roberts in Newcastle-on-Tyne (England) geboren. Von meinem 6. bis 11. Lebensjahre besuchte ich die West Jesmond School, danach das Rutherford College und die Oldershaw Grammar School, Wallasey, die ich 1932 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Anschließend besuchte ich die Universität Liverpool, wo ich hauptsächlich neuere Sprachen — Deutsch und Französisch — studierte. Oktober 1935 bis Mai 1936 verbrachte ich als immatrikulierter Student an der Universität Freiburg i. Br. Juni 1936 errang ich den B. A.-Grad in Deutsch. September 1936 bis Juni 1937 studierte ich an dem Pädagogischen Institut der Universität Liverpool und erreichte nach einem Jahre das pädagogische Diplom-Diploma of Education. Ab November 1937 setzte ich meine Studien in der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Breslau fort. Juli 1938 wurde ich zum „Fellow of the University of Liverpool" ernannt und ab August 1938 in die Alexander von Humbold-Stiftung auf ein Jahr aufgenommen. Juni 1939 erhielt ich den M. A.-Grad an der Universität Liverpool. Am 12. Juli 1939 bestand ich bei der Philosophischen Fakultät der Universität Breslau im Fach der deutschen Philologie die mündliche Doktorprüfung.

Vorlesungen und Uebungen besuchte ich während meiner Studienzeit — in England bei den Professoren Bruce-Boswell, Campagnac, Collinson, Couplard, Eggli, Renaud, Martin, Vietch; in Deutschland bei den Professoren Heidegger, Meißner, Merker, Neubert, Quint, Wilhelm und Witkop.

Wenn ich allen meinen akademischen Lehrern Dank sage, so gilt dieser in besonderem Maße Herrn Professor Dr. Merker, der mir jederzeit ein fördernder Universitätslehrer gewesen ist und mir durch Anregung und Förderung bei meiner Arbeit geholfen hat, sowie Herrn Professor Dr. Collinson, der mir im Studium wie im Leben mit Rat und Tat zur Seite gestanden hat.

Ich bin arischer Abstammung und evangelischer Konfession.

Cecil Evan Roberts.